Irminsul
Schriften und Blätter für deutsche Art und Kunst

Band 1

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von
Gustaf Kossinna

1. Teil



1926
Germanen-Verlag / Berlin-Lichterfelde

1.11.1927

Irminsul

Schriften und Blätter für
deutsche Art und Kunst

Band 1

Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit

Von

Gustaf Kossinna

I. Teil



1 9 2 6

Germanen-Verlag / Berlin-Lichterfelde




ZBIORNICA
Księgozbiorów
Zabezpieczonych

Inhaltsübersicht

Vorwort

Dieses Buch ist hervorgegangen aus einem eingehenden Vortrage über den „Ursprung der Germanen", den ich zuerst im Herbst 1924 gehalten und im Laufe des Winters 1924/25 auf vielseitige Aufforderung hin, entgegen meiner sonstigen Gepflogenheit, einige Mal wiederholt habe, zu Berlin und anderwärts. Der Vortrag wurde dann auf Anregung des „Germanen-Verlages" in stark erweiterter Gestalt zu einem Buche umgearbeitet, dessen erste Hälfte im Spätsommer 1925 fertig gesetzt und in den ersten fünf Bogen schon rein ausgedruckt war. Unvorhergesehene Schwierigkeiten mit der Druckerei haben dann den Reindruck der Bogen 6—8 bis Pfingsten dieses Jahres hinausgezögert. Ich muß dies erwähnen, weil die ersten fünf Bogen naturgemäß den Stand der Wissenschaft wiedergeben, der im Sommer 1925 erreicht war.

Besonders hervorgehoben sei das für die Ausführungen über die Verbreitung des „Rauhtopfes mit gewelltem Rande" (S. 32—34), die fertig gedruckt waren, ehe mir das Manuskript der Abhandlung von Rudolf Stampfuß über den gleichen Gegenstand zuging, die sich mit meinen älteren Ausführungen naturgemäß vielfach deckt, nichtsdestoweniger aber von mir im Schlußheft des vorjährigen Mannusbandes sofort veröffentlicht wurde.

Es besteht beste Aussicht, daß die zweite Hälfte meines Buches, die sich allein mit der „Entstehung des germanischen Volkes" beschäftigt und deren Manuskript zu Anfang dieses Jahres abgeschlossen worden ist, nunmehr rasch zur Veröffentlichung gelangen wird.

Berlin-Lichterfelde, im Mai 1926.

Gustaf Kossinna.

Einleitung.

Ein hervorragender deutscher Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts hat den Ausspruch getan: „Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren." Hat Heinrich von Sybel mit diesem Ausspruche recht — und welcher tiefer blickende Geist würde das nicht unbedingt bejahen —, so erwächst der Forschung aus dieser Erkenntnis die unabweisbare Pflicht, den Ursprüngen unseres Volkes, den leiblichen wie den geistigen, unablässig nachzugehen und sie womöglich zu voller Klarheit zu bringen. Sybel hatte aber nur die geschichtlichen Anfänge unseres Volkes im Auge, die von den Historikern mit dem Beginn schriftlicher Überlieferung, sei es durch einheimische, sei es auch nur durch fremde Zeugnisse, gleichgesetzt werden. Daß aber der Zufall des Beginns schriftlicher Überlieferung über ein Volk noch lange nicht mit seinem wahren Ursprung, mit dem Entstehen seines Volkskörpers, zusammenfällt, sondern daß die Forschung hier viel weiter ausholen, viel tiefer zurückgreifen muß — das ist eine Erkenntnis, die dem Germanenforscher schon seit manchen Jahrzehnten sich aufgedrungen hat.

Den Ursprung der Germanen zu ermitteln, ist ein Ziel gewesen, das zu erreichen schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Karl Müllenhoff eifrig bestrebt war, mein als Philologe, Sprach- und Geschichtsforscher gleich berühmter Lehrer und zugleich einer meiner

Vorgänger in der Vertretung der germanischen Altertumskunde an der Berliner Universität. Er verknüpfte in geistvoll schöpferischer Weise den einheimischen stammeskundlichen Mythos der Germanen, über den die beiden Römer Plinius und Tacitus karge Andeutungen machen, mit den ebenso kargen Nachrichten des Tacitus über germanische Götterverehrung und kam hierbei zu der Ansicht, den Ursprung, gleichsam die Urzelle, der Germanen bei dem Hauptstamme der Sweben, den Semnonen, in der Mark Brandenburg gefunden zu haben. Dorthin seien die Germanen gekommen bei der großen gemeinschaftlichen Einwanderung der indogermanischen Völker aus Asien her und dort hätten sie sich aus der Gemeinschaft jener Völker gelöst und als Sondervolk eingerichtet. Sprachlich sei dies durch den Eintritt der sogenannten germanischen Lautverschiebung geschehen. Mit dem Worte Lautverschiebung bezeichnet man jene Änderung der Artikulationsart fast aller germanischer Verschlußlaute oder Konsonanten gegenüber dem allgemeinen indogermanischen Lautstande, wonach z. B. die indogermanischen stimmhaften Medien b, d, g in die germanischen stimmlosen Tenues p, t, k sich umbildeten, aus indogermanisch p, t, k dagegen germanisch f, þ (th), h (ch) wurde; man vergleiche lateinisch pater „Vater" und germanisch faþar, lateinisch tres „drei" und germanisch þri, griechisch *κυων* „Hund" und germanisch hund. Gegen diesen letzten, sprachgeschichtlichen Punkt der Müllenhoffschen Vermutungen ist einzuwenden, daß bei Lösung eines Stammesteils vom Hauptstamme Sprachverschiedenheiten zwischen beiden Stammgruppen erst nach einer Reihe von Jahrhunderten allmählich sich einstellen können und auch einzustellen pflegen. Spuren davon, daß jene germanische Lautverschiebung noch nicht oder wenigstens noch nicht im gesamten Germanengebiete vollzogen worden war, treffen wir aber noch um 600 v. Chr., so daß wir anzunehmen berechtigt sind, ihre ersten Anfänge werden kaum älter sein als etwa das Jahr 1000 v. Chr. Diese Zeit wäre aber bei weitem zu spät für den Ursprung der Germanen.

Daß der auf Ausdeutung des germanischen Stammesmythos aufgebaute Teil der Müllenhoffschen Ansichten über den Ursprung der Germanen noch viel weniger haltbar ist, leuchtete mir schon in jungen Jahren ein. Bereits vor vier Jahrzehnten stellte ich mir die

Ergründung dieser Ursprungsfrage als Lebensaufgabe. Ich erkannte bald, daß geschichtliche und geographische Altertumskunde und Sprachwissenschaft allein hierfür nicht ausreichten, sondern daß vor allem die heimische Archäologie, frühgeschichtliche wie vorgeschichtliche, nebst ihren Hilfswissenschaften: vor- und frühgeschichtliche Anthropologie und Geologie, zur Grundlage zu nehmen seien. Gleichzeitig war mir klar, daß die Vorgeschichte hier zu sicheren und bedeutenden Ergebnissen nur durch Bewältigung einer riesenhaften Stoffmasse archäologischer und anthropologischer Art gelangen könne. Diese Erkenntnis setzte ich in die Tat um, und so arbeite ich mit Hilfe aller der genannten Wissenschaften nun bald vierzig Jahre am Aufbau der vor- und frühgeschichtlichen Stammeskunde Europas, insonderheit Mittel- und Nordeuropas.

1. Ausbreitung der Germanen von 150 nach Chr. bis 1750 vor Chr.

Will man zum Ursprung der Germanen vordringen, so ist das nur auf eine einzige, von mir vor mehr als dreißig Jahren gefundene, sehr einfache Weise möglich. Man geht von dem frühesten geschichtlich überlieferten Ausbreitungsgebiet der Germanen aus und verfolgt seine teils gleich bleibenden, teils sich ändernden Grenzen Jahrhundert um Jahrhundert rückwärts, bis man an einen Anfang oder an ein Hindernis weiteren Rückschreitens gelangt. Die einzige Wissenschaft, die solch ein ununterbrochenes Rückschreiten ermöglicht, ist die vorgeschichtliche Archäologie. Und diese war vor dreißig Jahren gerade soweit gefördert worden, um nach dem Vorbild der schwedischen Forschung auch für Deutschland eine feste, in bestimmten Jahrhundertzahlen ausdrückbare, Zeitbestimmung ihres Perioden-Gebäudes zu besitzen. Dazu schuf ich innerhalb jedes der größeren für Mitteleuropa von mir aufgestellten Zeitabschnitte eine erste Scheidung der einzelnen Kulturprovinzen dieses Gebietes.

Ich sah, daß die Kulturprovinzen Mitteleuropas in der jüngeren Steinzeit, d. h. etwa von 4000—2000 v. Chr., sehr zahlreich waren und unaufhörlich ihre Grenzen wechselten, daß andauernd alte Provinzen verschwanden, neue auftauchten. Ganz anders innerhalb der Bronzezeit, d. h. etwa 2000—750 v. Chr.: da vereinigten sich jene zahlreichen Provinzen zu drei großen Kulturgebieten. Es waren das: 1. ein westliches und südwestliches, das ich das keltische nenne; 2. ein östliches und südöstliches, das ich das illyrische nenne; und 3. als südwärts gerichteter Keil mitten zwischen beiden, von der Ems im Westen bis zur Oder und später bis zur Weichsel im Osten und nordwärts über Skandinavien sich fortsetzend: das germanische Gebiet.

Noch anders war es in der frühen E i s e n z e i t, d. h. von 750 v. Chr. bis um Christi Geburt: da erobern die Germanen das Illyriergebiet Ostdeutschlands und ganz Polens, ebenso das keltische Nordwestdeutschland bis nach Belgien hinein, schließlich das Mittelrheingebiet. Doch fehlt ihnen noch das ganze frühere Österreich und ebenso Süddeutschland. In sich selbst aber zeigen nun die Germanen einen offenkundigen kulturellen Gegensatz zwischen einem im Westen und in der Mitte Norddeutschlands angesessenen größeren Volksteile und einem in Nordostdeutschland und Polen angesessenen kleineren Volksteile. Man nennt diese beiden großen Stammesgruppen, zwischen denen die untere Oder die Grenzscheide bildet, Westgermanen und Ostgermanen. Den Gegensatz von West- und Ostgermanen hatte die Sprachforschung schon vor langen Jahrzehnten festgestellt, jedoch erst für die Zeit des vierten Jahrhunderts n a ch Chr. aus der Sprache der gotischen Bibelübersetzung Ulfilas nachweisen können, während die Archäologie erkannt hat, daß sein Entstehen schon in den Anfang des ersten Jahrtausends v o r Chr. fällt, also fast anderthalb Jahrtausende früher.

Gehen wir noch einen kleinen Schritt abwärts, in das erste Jahrhundert n a ch Chr., so zeigt die Archäologie, daß um diese Zeit die Germanen Mähren und Böhmen hinzugenommen haben.

Um auf archäologischem Wege die einzelnen Völkerschaften aus der Gesamtheit der Germanen für ein bestimmtes Jahrhundert herausschälen zu können, brauchen wir eine vollständig ausgeführte Siedelungskarte dieses Zeitabschnitts, d. h. eine solche Karte, die sämtliche durch Altertumsfunde bezeugten Siedlungsstätten jener Zeit aufweist. Aus einer solchen archäologischen Siedlungskarte kann man die oft nur in unbedeutenden Erscheinungen voneinander abweichenden Kulturprovinzen des Gesamtgebietes in Umfang und Grenzen klar vorführen. Jede eigene, noch so kleine Kulturprovinz bedeutet aber einen eigenen Stamm. Schon länger arbeite ich an einer Karte der germanischen Siedlungsstätten des ersten Jahrhunderts n. Chr., habe sie aber leider für den Druck noch nicht ganz vollenden können, doch steht mir ihr Bild vor Augen.

Vergleichen wir nun das Ergebnis einer solchen noch unveröffentlichten Kultur- und Siedlungskarte etwa der ersten 150 Jahre n. Chr.

mit den Nachrichten der griechisch-römischen Schriftsteller über die germanischen Stämme dieser Zeit, vor allem des Tacitus und des Ptolemaios, so stellt sich sowohl im Ganzen, als in den größeren Einzelheiten eine überraschende Übereinstimmung beider Quellenarten heraus. Nur daß die Archäologie die Grenzen der einzelnen größeren Völkerschaften weit bestimmter und klarer hervortreten läßt, als dies die Nachrichten der fremden Geschichtschreiber tun, die unbestimmter lauten und oft nicht genau den Zeitpunkt erkennen lassen, aus dem sie stammen und für den sie allein richtig gewesen sind. Betrachten wir zu dem Zwecke die um 150 n. Chr. von dem griechischen Astronomen und Geographen Ptolemaios entworfene Karte Germaniens, d. h. des Landes zwischen Ostsee nebst Nordsee und Donau einerseits, zwischen Rhein und Weichsel anderseits (Abb. 1). Sie ist gefüllt mit einer solchen verwirrenden Überfülle von Völkerschafts- und Ortschaftsnamen, daß diese sich ganz unmöglich alle auf einer modernen Karte sinngemäß unterbringen lassen, zumal jene Namen, die sonst nirgends und auch in späteren Jahrhunderten niemals mehr genannt werden.

Beschränkt man sich darauf, nur die Völkerschaftsnamen dieser noch sehr unvollkommenen Karte des Ptolemaios auf ein heutiges Kartennetz von Deutschland zu übertragen und fügt man noch die bei Ptolemaios nicht erwähnten Völkerschaftsnamen hinzu, die Tacitus um 100 n. Chr. überliefert, so erhält man ein Kartenbild (Abb. 2), das zwar nicht ganz so verwirrend wirkt, wie die vollständige Ptolemaios-Karte, doch immer noch eine Menge von Namen enthält, die nur mit Not und Zweifel irgendwo unterzubringen sind. Freilich tritt dieser nachteilige Umstand auf der hier wiedergegebenen, übrigens schon vor Jahrzehnten hergestellten Karte nicht so deutlich hervor. Das liegt daran, daß ihr Verfasser sich sehr oft mit dem Kunstgriff geholfen hat, solche schwer unterzubringenden Namen als zweite oder gar dritte Namen von Völkerschaften einzuzeichnen, die gleichzeitig unter anderen, bekannteren Namen in der Karte aufgeführt werden. Durch solche Gleichsetzungen ist sein Kartenbild naturgemäß weit lichter geworden, als es eine getreue Wiedergabe der Überlieferung ermöglicht hätte. Doch ist es nicht zu billigen, wenn der Überlieferung auf solche Weise Gewalt angetan wird.

Die Archäologie dagegen beschäftigt sich nicht mit kleinen und kleinsten Stammessplittern, sondern weist überall nur größere Völkerschaften nach und kann diese stets auch mit solchen Namen gleichsetzen, die später noch, in der Zeit der germanischen Völkerwanderung, eine Rolle spielen. Das zeigt gerade jene erwähnte noch unveröffentlichte Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. Als schwachen Ersatz für jene vollständige Siedlungskarte führe ich eine solche aus genau derselben Zeit vor (Abb. 3), die jedoch nur die Waffenfunde angibt und daher überall dort, wo die Bestattungssitte die Beigabe von Waffen in das Mannesgrab verbietet, leere Gebiete aufweisen muß: so in Westpreußen, Pommern, Hannover. Ein solcher vorläufiger, unvollkommener Ersatz soll nur die Möglichkeit ungefährer Veranschaulichung dessen bieten, was die eigentliche Siedlungskarte lehrt.

Diese zeigt, daß es sich bei den Ostgermanen nur um sechs größere Stämme handelt; von Süden nach Norden gezählt: 1. eigentliche Wandalen in Schlesien östlich der Oder, in Südposen und in Süd- und Ostpolen samt Galizien nebst silingischen Wandalen in Schlesien westlich der Oder; 2. Burgunden in Mittel- und Nordposen und Nordwestpolen; 3. gotische Gepiden in ganz Westpreußen und im östlichen Hinterpommern; 4. eigentliche Goten am Frischen Haff und im ostpreußischen Samland; 5. Rugier im westlichen Hinterpommern; 6. Lemonier in Vorpommern und Rügen.

Alle diese Stämme sind kulturell durchaus andersartig, als die Westgermanen, sowohl in ihren Bestattungssitten, als in der Gestalt ihrer Geräte, ihres Schmucks und ihrer Tongefäße. Aber auch unter sich bieten die einzelnenen ostgermanischen Stämme nach denselben Seiten hin ganz verschiedene Kulturbilder. So sind die Nordstämme, besonders die Gepiden und Goten Meister in der Formgebung der Gewandnadeln (Fibeln), von denen nur je eine aus der Gruppe der Fibeln mit Rollenkappe, d. h. mit einem unter die federnde Spiralrolle auf beiden Seiten sich legendem Deckblech (Abb. 4), und aus der Gruppe der sogenannten stark profilierten Fibeln, diese besonders reizvoll im Aufbau (Abb. 5), vorgeführt werden mag. Dagegen sind wiederum die Südstämme, besonders die Wandalen, Meister in der Schöpfung gefällig geformter und geschmackvoll verzierter Tongefäße.

Bei ihnen allein findet sich das in Linien gezogene und oft noch mit Punktierung oder Schrägstrichelung gefüllte Mäanderband, das mit

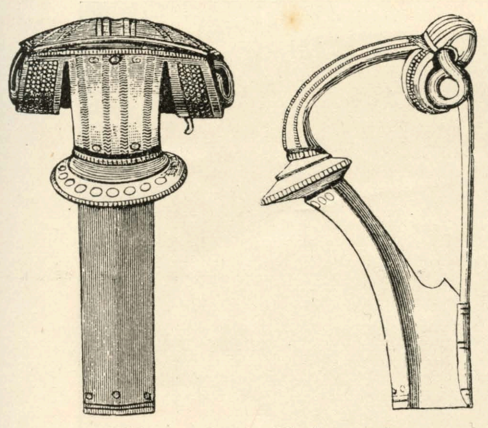


Abb. 4 a, b $1/1$. Westpreußen. 1. Jh. nach Chr. Silber.

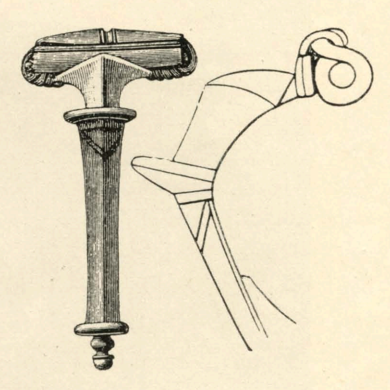


Abb. 5 a, b $1/2$ u. $1/1$. Ostpreußen. Bronze; um 100 nach Chr.



Abb. 6. $1/5$. Neudorf, Kr. Breslau.

seiner weißen Füllung auf der glänzend schwarz gehaltenen Gefäßwand äußerst wirkungsvoll sich ausnimmt (Abb. 6, 7). Selbst in

einem so unscheinbaren Gerät, wie dem Reitersporn, unterscheiden sich Ost- und Westgermanen scharf. Jene halten an der Form des im ersten Jahrhundert v. Chr. in Mitteleuropa erfundenen Knopf-



Abb. 7. Pöpelwitz, Kr. Breslau. 2. Jahrh. nach Chr.

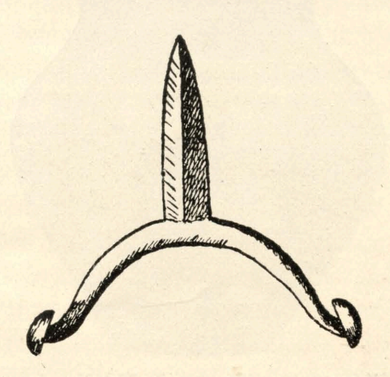


Abb. 8. 2/3. Prov. Posen (nach Jahn).

sporns — so genannt, weil sein Bügel beiderseits in einen Knopf endigt — auch in den späteren Jahrhunderten strenge fest (Abb. 8, 9),

während die Westgermanen etwa um Christi Geburt die Knopfform durch Verflachung und flügelartige Verbreiterung der vorher stab-

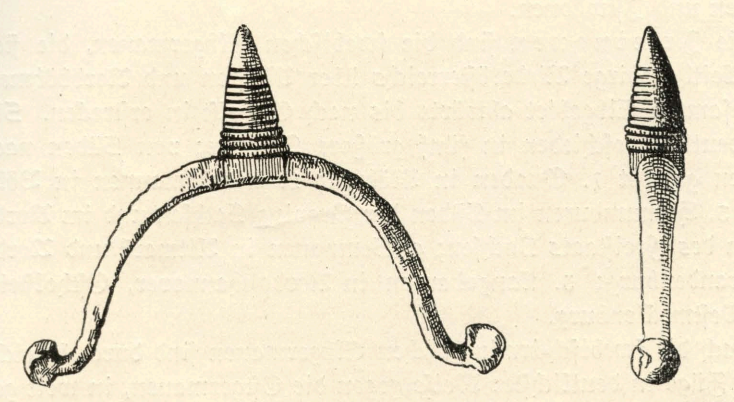


Abb. 9, a, b, 2/3. Ostpreußen (nach Jahn). 1. Jahrh. nach Chr.
Breit- und Schmalseite.

förmigen Bügelarme und unter Ersatz der Endknöpfe durch eingeschmiedete Nietköpfe zu der Form des Stuhlsporns umbilden (Abb. 10—12).

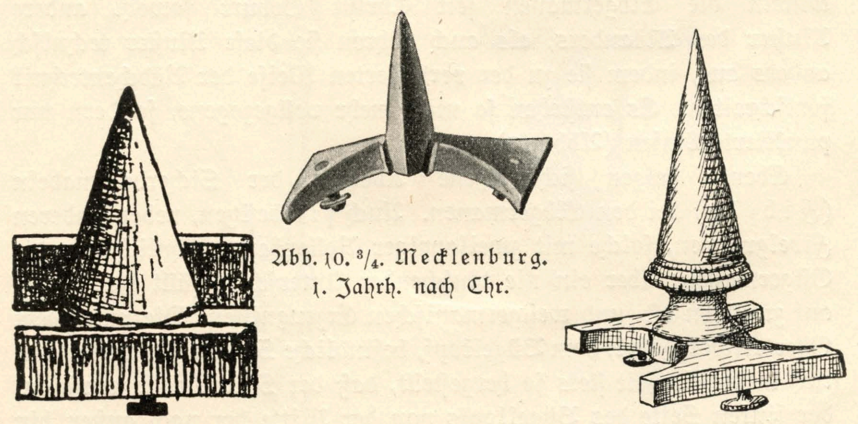


Abb. 10. 3/4. Mecklenburg.
1. Jahrh. nach Chr.

Abb. 12 1/1. Hinterpommern.
Ende des 2. Jahrh. nach Chr.

Abb. 11 1/1. Mecklenburg.
1. Jahrh. nach Chr.

Bei den Westgermanen kann man auf Grund der archäologischen Karte des ersten Jahrhunderts n. Chr. deutlich die drei großen geschichtlich bezeugten Stammesbünde scheiden: Irminonen, Ingwäonen und Istwäonen.

Die Irminonen sind die swebischen Elbgermanen, die sich vom Leithagebirge Niederösterreichs über Mähren und Nordböhmen im gesamten Elbgebiet abwärts bis nach Ostholstein erstrecken. Sie sind deutlich geschieden in fünf größere Stämme; von Süden nach Norden gezählt 1. Quaden in Mähren; 2. Markomannen in Böhmen; 3. Hermunduren im Süden der Provinz Sachsen und im Nordwesten des Freistaats Sachsen; 4. Semnonen in Altmark und Nordwestbrandenburg; 5. Langobarden in Nordosthannover, Ostholstein und Westmecklenburg.

Auch die swebisch-irminonischen Elbgermanen sind durch bezeichnende Züge in deutlichster Weise gegen die Ostgermanen, in weit geringerem Maße aber auch gegen die übrigen Westgermanen kulturell geschieden. Wie für die Wandalen sind auch für die Elbgermanen Mäanderurnen ein untrügliches Zeugnis. Während aber die Wandalen, wiederum zäh konservativ wie im Falle der Sporen, an dem schon im ersten Jahrhundert v. Chr. bei ihnen, wie bei den Elbgermanen aufgekommenen Linienmäander festhalten, entwickeln die Elbgermanen seit Christi Geburt sowohl andere Muster des Mäanders, als auch führen sie diese Muster technisch anders aus, indem sie zu der verbesserten Weise der Rädchentechnik fortschreiten. Es entstehen so nicht mehr vollgezogene, sondern nur punktierte Linien (Abb. 13).

Ebenso zeigen sich eigene Abarten der Sicherheitsnadeln (Fibeln) bei den Elbgermanen. Auch sie besitzen, neben anderen Fibelgruppen, solche mit zweilappiger Rollenkappe, ähnlich wie die Ostgermanen; aber ein nie täuschender Unterschied fällt hier sofort auf zwischen ost- und westgermanischen Erzeugnissen. Die unter dem Oberteil der Fibel, dem Bügelkopf, befindliche Spiralrolle wird nämlich in dieser Zeit stets so hergestellt, daß der Spiraldraht zuerst auf der linken Seite des Bügelkopfs von der Mitte her nach außen hin gerollt wird, dann in langgestreckter Bahn über den Bügelkopf hinweg auf die rechte Seite hinübereilt und hier umgekehrt von außen

nach innen, zur Mitte hin, gerollt wird, um dort in die nach unten gerichtete Nadel überzugehen. Den Teil des Spiraldrahts, der vom linken Außenende zum rechten Außenende der Spiralrolle über-

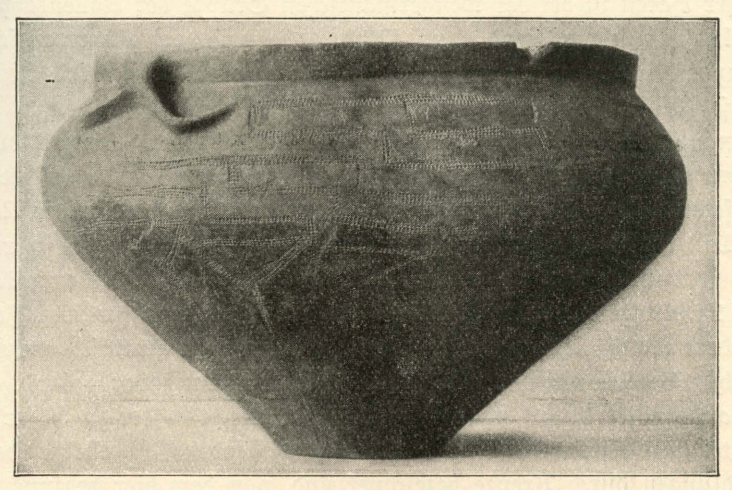


Abb. 13. Nienbüttel, Prov. Hannover.

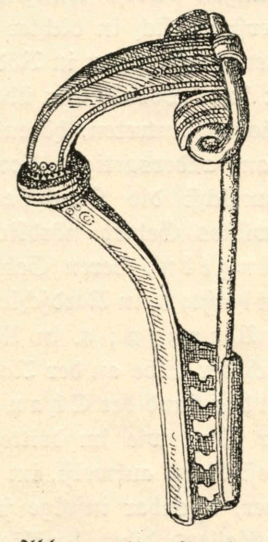


Abb. 14. 1/1. Jütland.
Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. Silber.

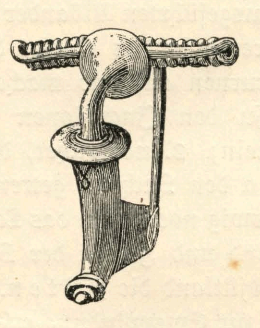


Abb. 15. 1/1.
Prov. Hannover.
Silber.

springt, nennt man die Sehne. Damit nun diese Sehne beim Gebrauch der Gewandnadel sich nicht verbiegt, wird sie durch einen aus dem Bügelkopf hervorwachsenden Haken in ihrer Lage festgehalten. Dieser Haken ist bei der westgermanischen Gruppe der Rollenkappenfibeln stets schmal und kurz (Abb. 14), bei der ostgermanischen Gruppe wird er zu einer die Rolle in ihrer ganzen Länge bedeckenden Hülse (Abb. 4). Ganz ähnlich unterscheiden sich west- und ostgermanische Sicherheitsnadeln der stark profilierten Gruppe durch Haken (Abb. 15) und durch Hülse (Abb. 5). Von den Unterschieden zwischen west- und ostgermanischen Sporen war bereits die Rede.

Um nun von dem Irminonenbunde zu den anderen Westgermanen fortzuschreiten, betrachten wir eine archäologische Sonderkarte der Siedlungen Nordwestdeutschlands im ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. (Abb. 16). Sie enthält vom swebisch-irminonischen Bereich nur den nördlichsten Teil, das Langobardenland. Ein Ödlandsgebiet trennt nach germanischer Sitte, von der ja Cäsar berichtet, in Holstein die irminonischen Langobarden Ostholsteins, deren Siedlungen durch Kreuze bezeichnet sind, von dem hier beginnenden Ingwäonenbunde, dessen Siedlungen Kreise kennzeichnen. Nordwärts bis an diese Ödlandsgrenze erstreckt sich in dichter Häufung das Gebiet der elbgermanischen Urnen, die mit dem in Rädchentechnik ausgeführten Mäander geschmückt sind. Sobald wir über die Ödlandgrenze in das Gebiet der Ingwäonen eintreten, hören diese Mäanderurnen auf und machen einer ganz andersartigen Tonware Platz. Zu den Ingwäonen gehören zunächst die Sachsen in Westholstein; 2. nördlicher, durch ein wüstes Gebiet nördlich der Eider von den Sachsen getrennt, die Angeln, deren Gebiet in Südschleswig noch heute das Land Angeln heißt; 3. in Nordschleswig, Südjütland und Fünen der Stamm der Warnen; 4. in Mittel- und Nordjütland die Jüten. — Westlich der Elbe an der Nordseeküste bis zur Emsmündung erstreckt sich 5. das Land der Chauken, das sowohl im ersten Jahrhundert vor Chr., wie im dritten bis vierten Jahrhundert nach Chr. dichte Besiedlung aufweist, im ersten bis zweiten Jahrhundert nach Chr. aber, offenbar infolge starken Drängens des Stammes nach Westen, auffallend dünn bevölkert ist. — Auch südlich der sehr unruhigen, kriegerischen Chauken erscheint

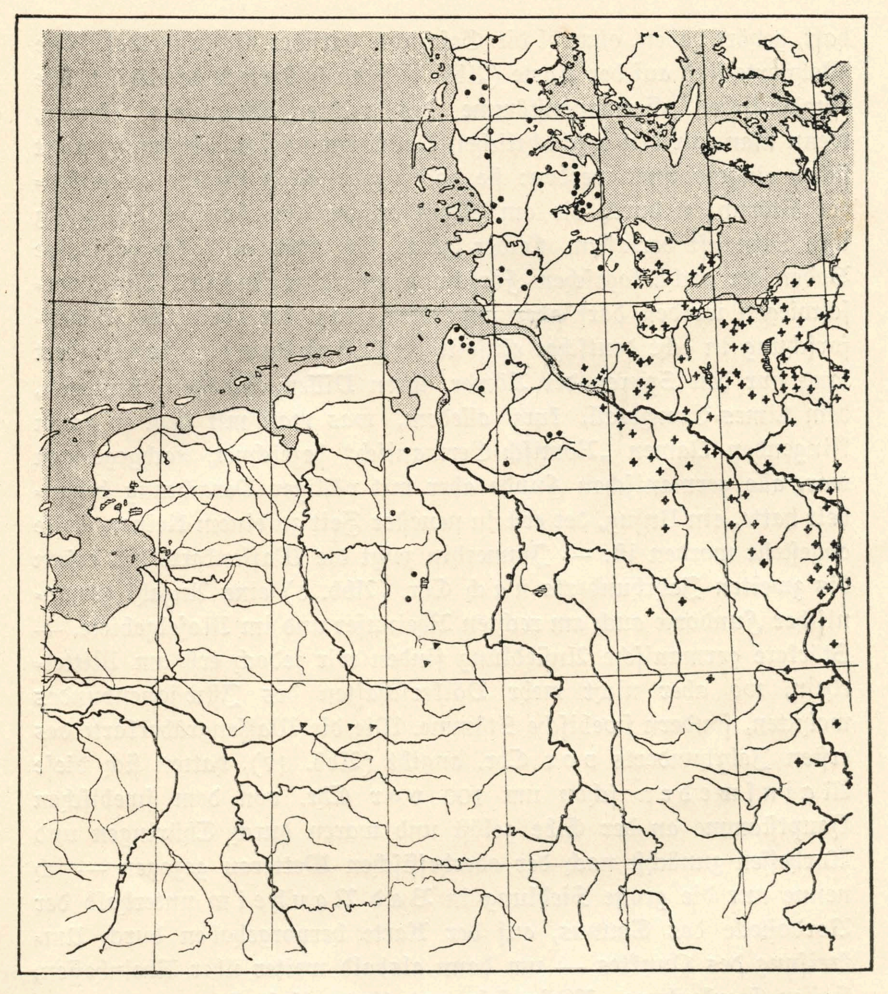


Abb. 16. Germanische Siedelungen des 1. und 2. Jahrh. nach Chr. in Nordwestdeutschland (nach Plettke).

das Land äußerst lückenhaft besiedelt; da wohnten 6. die Angriwarier, deren Name im heutigen Engern fortlebt, westlich der Weser.

Noch weiter südwestlich beginnt der westlichste der drei westgermanischen Bünde, der Istwäonenbund. Zu diesem müssen auch schon die Brukterer, zu beiden Seiten der oberen Ems wohn-

haft, gehört haben, obwohl die Geschichte darüber nichts meldet. Ihre Wohnorte sind auf der Karte (Abb. 16) durch Dreiecke bezeichnet. Die istwäonischen Germanenstämme des rechten Rheinufers können, wenn man nur den geschichtlichen Nachrichten folgt, überhaupt nicht sicher eingezeichnet werden: sie haben zweifellos infolge andauernder Störungen durch die am Rhein aufgestellte römische Besatzung ihre Sitze oft verlassen. Leider zeigt sich hier auch der gebirgige Boden der archäologischen Forschung wenig zugänglich. Nicht verschwiegen werden darf aber außerdem, daß die rheinische Bodenforschung in echt deutscher einseitiger Verbohrtheit ein Jahrhundert lang nur den Spuren der Römer, ihren Villen, Straßen, Kastellen, dem Limes-Grenzwall, kurz alledem, was man mit dem so schön klingenden Namen „Römisch-Germanisch" bezeichnet, nachgegangen war, alle germanischen Funde aber mit völliger Verachtung behandelt hatte, ein Unfug, der erst in neuester Zeit zu einem kleinen Teile abgestellt worden ist. — Immerhin zeigt die Waffenkarte des ersten bis zweiten Jahrhunderts n a c h Chr. (Abb. 3) eine Anzahl germanischer Fundorte auch am rechten Rheinufer und im Moselgebiete. — Stärkere germanische Ansiedlung finden wir jedoch erst am Mittelrhein, wo aber nicht mehr Völkerschaften des Istwäonenbundes wohnten, sondern swebische Stämme. Wie die Waffengräberkarte des ersten Jahrhunderts v o r Chr. angibt (Abb. 17), hatten sich diese M a i n s w e b e n schon um 100 v o r Chr. von dem swebischen Hauptstamme an der Elbe gelöst und waren durch Thüringen und Kurhessen zunächst nach der oberhessischen Wetterau gezogen — ich nenne nur die große Siedlung in B a d N a u h e i m unterhalb der Nordostecke des Taunus, auf der Karte hervorgehoben durch Umkreisung des Punktes — um dann alsbald weiter über Rheinhessen, Hessen-Starkenburg, Rheinpfalz und Unterelsaß sich auszudehnen. Einen Namen von weltgeschichtlicher Bedeutung errang sich hier zu Cäsars Zeiten sein gefährlicher Gegner, der Swebenfürst Ariovist, der die Gesamtheit der Germanen am linken Oberrheinufer unter seiner Herrschaft vereinigte und dessen Sitz wahrscheinlich die Wangionenhauptstadt Worms war.

Archäologisch wird der Weg der Auswanderung der Elbsweben nach dem Mittelrhein bezeugt durch das Vorkommen gewisser fein-

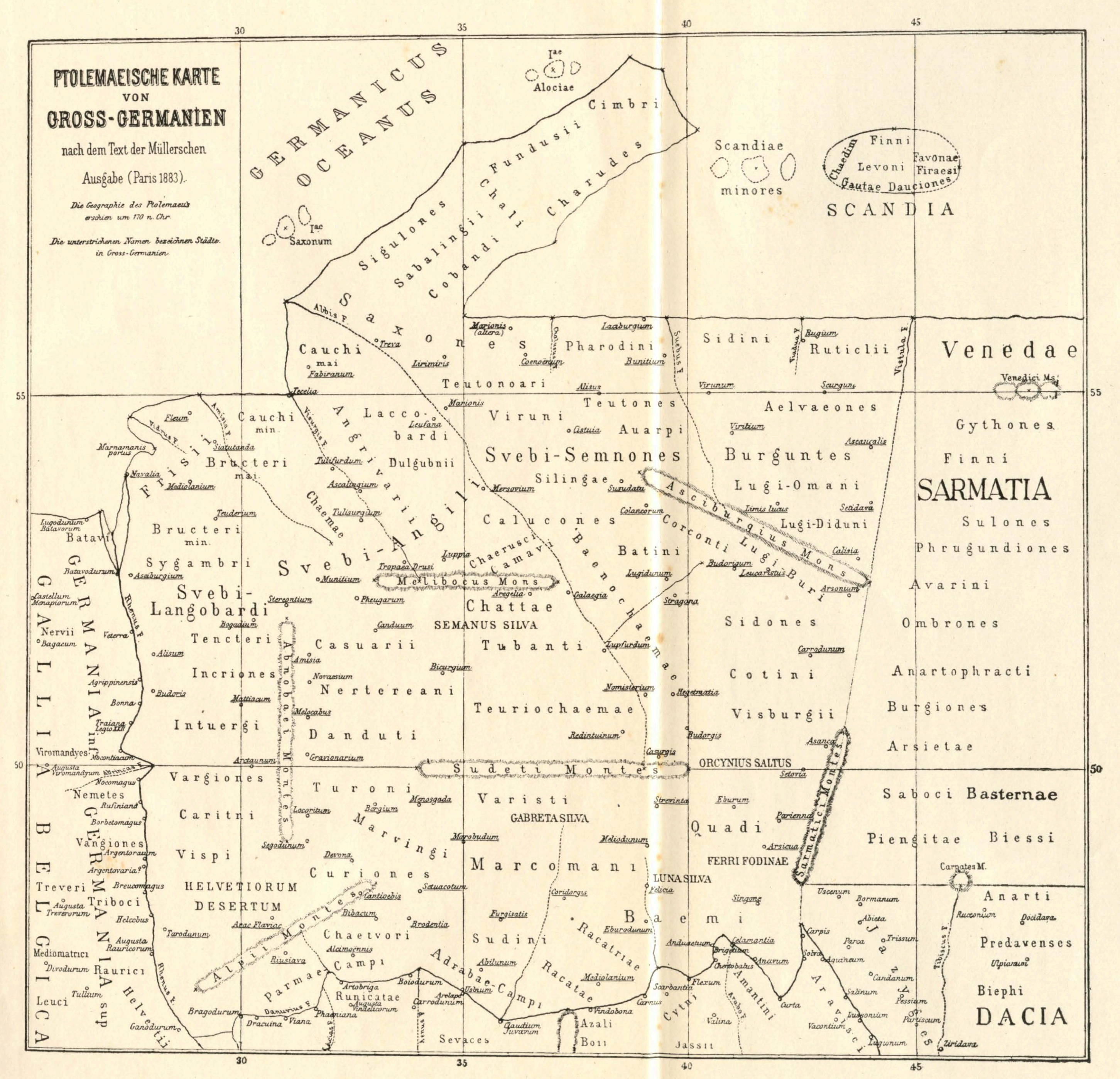

PTOLEMAEISCHE KARTE
VON
GROSS-GERMANIEN
nach dem Text der Müllerschen
Ausgabe (Paris 1883).
Die Geographie des Ptolemaeus erschien um 170 n. Chr.
Die unterstrichenen Namen bezeichnen Städte in Gross-Germanien.
GERMANICUS OCEANUS
SCANDIA
Scandiae minores
SARMATIA
Venedae
DACIA
GALLIA BELGICA
GERMANIA inf
GERMANIA sup
Svebi-Semnones
Svebi-Angili
Svebi-Langobardi
Saxones
Cimbri
Marcomani
Baemi
Quadi
Chattae
SEMANUS SILVA
GABRETA SILVA
LUNA SILVA
ORCYNIUS SALTUS
FERRI FODINAE
HELVETIORUM DESERTUM
Sudeti Montes
Sarmatici Montes
Asciburgius Mons
Melibocus Mons
Abnobaei Montes
Alpii Montes

Abb. 1.



Abb. 2 (nach R. Much).

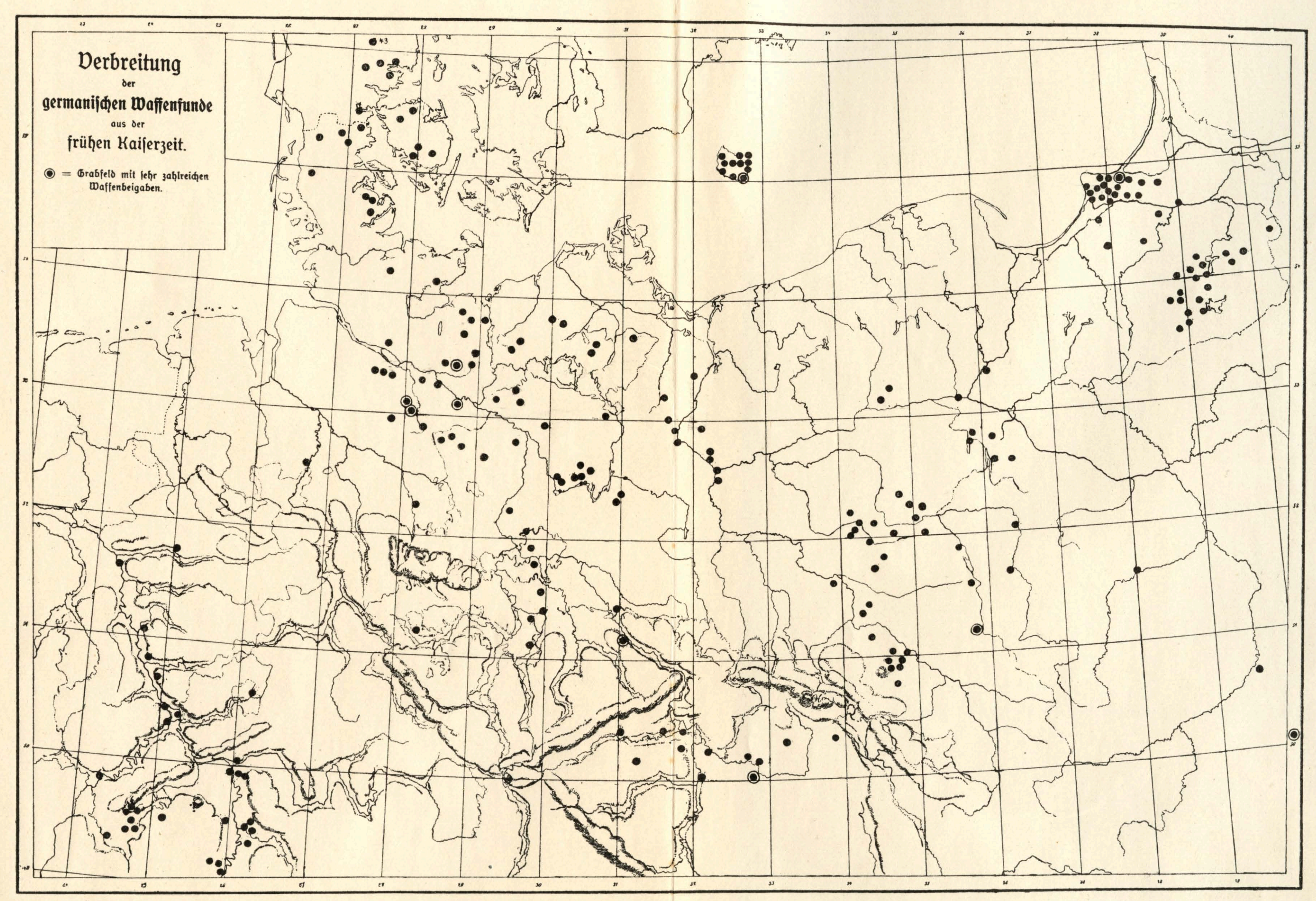


Abb. 3 (nach M. Jahn).



Abb. 17 (nach M. Jahn).

toniger, dünnwandiger, hartgebrannter Gefäße von guter Drehscheibenarbeit. Sie sind in ihrem Aufbau schön gestaltet und am Oberteil durch flach gewölbte Wülste gegliedert, die wieder durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander getrennt sind. Der teils scharfe, teils matte Glanz tiefschwarzer Färbung des Tons bildet meist den einzigen Schmuck der Wandung; sonst sind Verzierungen höchstens noch in der Weise hergestellt worden, daß glänzend polierte Linien eingestrichen sind, die sich aus dem matteren Grunde wirkungsvoll abheben (Abb. 18—20). Diese vorgeschrittene

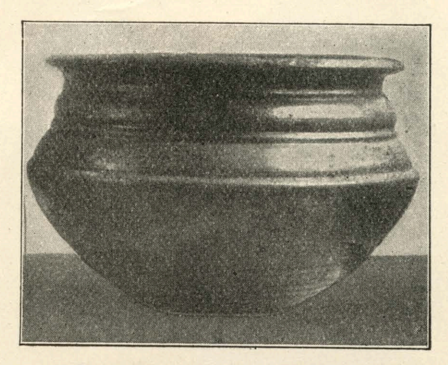


Abb. 18. Etwa 1/4. Lindau, Kr. Zerbst, Anhalt.

gedrehte Tonware der Sweben Mitteldeutschlands kennen weder die nördlicheren Sweben von Mittel- und Niederelbe, nach die anderen Westgermanen und ebensowenig die Ostgermanen, mit Ausnahme einiger ganz seltener bei den Wandalen erscheinenden Fälle. Es ist keine Frage, daß diese Tonware unter dem Einfluß der im südlichen Thüringen und in Nordböhmen damals noch ansässigen keltischen Bevölkerung bei den ihnen benachbarten Germanen emporgekommen ist. Doch läßt sich die germanische Ware durch gewisse Besonderheiten der Formgebung von der verwandten keltischen unterscheiden, ein Beweis auch, daß jene germanische Ware nicht etwa bloß durch den Handel von keltischer Seite herübergekommen, sondern einheimische Arbeit ist. Sehr zahlreich erscheinen nun solche schönen Gefäße, namentlich im letzten Jahrhundert v. Chr., in dem langgestreckten Gebiete von der Mittelelbe bei Bodenbach her durch Staat und Pro-

vinz Sachsen nebst Thüringen nach Hessen-Nassau und Rheinhessen, sowohl in Gräbern wie auf Ansiedlungen, und bezeugen das Vordringen der Elbsweben auf diesem Wege.



Abb. 19/20. Etwa $1/_5$. Wiesbaden.

Während die ungemein starke Kulturhinterlassenschaft der Main- und Mittelrhein-Sweben in Oberhessen und Rheinhessen von dichtester Besiedlung dieser Landstriche zeugt, wird sie in der Rheinpfalz sehr spärlich, um dann im Unterelsaß nur noch ausnahmsweise zu erscheinen. Doch konnte ich bereits vor zwei Jahrzehnten hinweisen auf den Bügel einer Bronzefibel der Spätlatènezeit aus einem Grabe

bei *Niedermodern*, am Zusammenstoßpunkte der Kreise Zabern, Hagenau und Straßburg gelegen (Abb. 21). Dieser Fibelbügel trägt zwei Kugelerhöhungen mit eingetieften Kreuzen, die mit „Blutemail“ gefüllt sind. Derartige Fibeln sind sonst nur aus dem

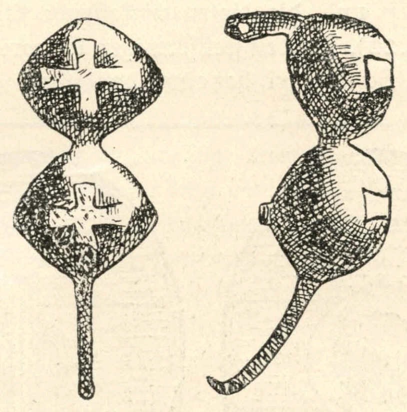


Abb. 21. 3/4. *Niedermodern* bei Hagenau.

swebischen Nordbrandenburg, Mecklenburg-Strelitz und Vorpommern bekannt und so erweist die Fibel von Niedermodern mit voller Sicherheit den Zusammenhang der unterelsässischen Swebenbevölkerung mit der Urheimat der Sweben.

Über die Geschichtsquellen hinaus kann die Archäologie noch die Siedlungen der nur aus ein paar römischen Inschriften erschlossenen *Neckarsweben* aufweisen, besonders stark für das erste Jahrhundert *nach* Chr., wie die Waffenkarte dieses Zeitabschnittes (Abb. 3) veranschaulicht. In noch weit höherem Maße als bei den Main- und Rheinsweben läßt sich bei den Neckarsweben aus dem Gräberinhalte kulturelle Übereinstimmung mit dem Ausgangslande erkennen. Sie besitzen, soweit sie nicht durch nordgallisch-römische Berührungen beeinflußt sind, was wesentlich nur, aber auch nur teilweise, in der Tongefäßware der Fall ist, noch eine fast rein elbswebische Zivilisation. Das zeigen die Rollenkappen-Fibeln, die Trinkhornbeschläge, die Schnallen mit eingerollten Bügelenden, die halbmondförmigen Rasiermesser, Scheren und geschweiften Stiel-

messerchen, vor allem aber die Waffen: die kleine Streitaxt, die schmalen, scharfen Lanzenspitzen („Framea") und der kleine kreisrunde oder ovale, aus schmalen, dünnen Brettchen zusammengesetzte und durch bronzene Randbeschläge zusammengehaltene Schild, in dessen Mitte vorn der eiserne Schildbuckel sitzt, der den rückwärts darunter befindlichen Griff und die diesen umfassende Linke des Kriegers schützen soll (Abb. 22). Der den stabförmigen Holzgriff sichernde eiserne Beschlag, die sog. Schildfessel, hat einen bandförmigen, langen Mittel-

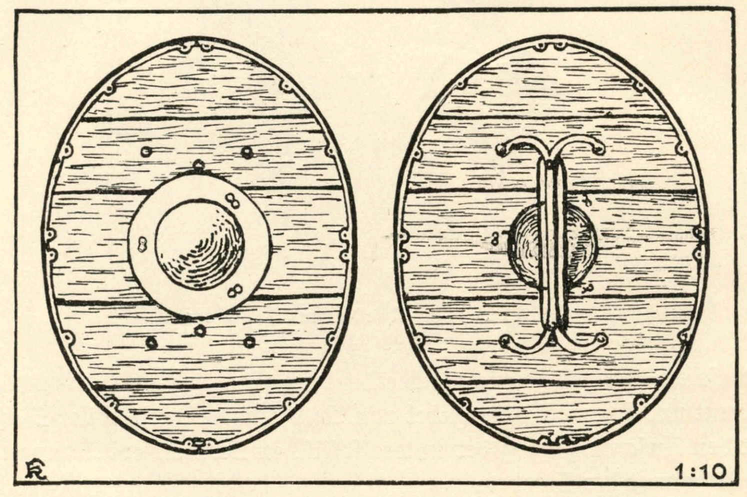


Abb. 22. Feudenheim Bez.-A. Mannheim, Baden nach (K. Schumacher, ergänzt von G. Kossinna)

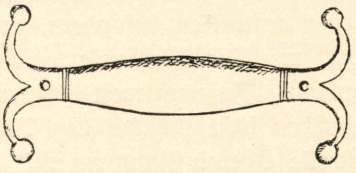
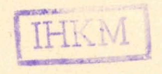


Abb. 23. 1/3. Röpersdorf, Kr. Prenzlau, Prov. Brandenburg.

teil, dessen Enden sich in je zwei nach außen gebogene Äste spalten. Diese seltene Schildfesselform ähnelt durchaus einem in der Uckermark gefundenen Stücke (Abb. 23), das aus etwa fünfzig Jahre älterer Zeit stammt, also eine Vorläuferart für die Schildfessel vom Neckar darstellt.

Ich muß mir in diesem ersten, rasch vorwärtseilenden und mehr nur einleitenden Teil dieser Schrift es versagen, die archäologischen Belege für meine Aussagen, die Funde als Grundlage für die Abgrenzung der Kulturprovinzen, weiterhin auch nur mit Worten so eingehend zu schildern oder gar im Bilde vorzuführen, wie es eine Sonderdarstellung dieses Gesichtspunktes verlangen würde. Man könnte heute hier schon recht ausführlich werden und viele neuen Ergebnisse der archäologischen Forschung mitteilen. Indes muß das bisher Vorgeführte hier als Beweis dafür ausreichen, daß wir erst durch die archäologische Fundkarte in die Lage kommen, die Nachrichten über die Sitze und den genauen Umfang des Gebietes der einzelnen germanischen Völkerschaften in frühgeschichtlicher Zeit volle Klarheit zu gewinnen. Sie bietet nicht nur ein getreues Spiegelbild, sondern ein bestimmteres und berichtigtes Abbild der frühgeschichtlichen Nachrichten über den gleichen Zeitraum. Schon im Jahre 1911 verfaßte ich eine kleine Gelegenheitsschrift über „die Herkunft der Germanen“, worin ich im ersten Teile die Methode meiner siedlungs- und kulturarchäologischen Forschung ausführlich auseinandersetzte. Diese Forschungsweise befähigt uns, aus der frühgeschichtlichen in die vorgeschichtliche Zeit hinaufzusteigen und nach strengen Gesetzen auch hier Völkerschaften zu erkennen. Leitender Grundsatz ist hierbei: *streng umrissene, scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- oder Stammesgebieten zusammen.* Und dieser Grundsatz steht um so fester, als er auch für spätere geschichtliche Zeiten der Germanen und ebenso für viele andere Völker des vorgeschichtlichen Europas mit gleichem Erfolge sich durchführen läßt. Nach dieser meiner Methode habe ich im zweiten Teile der eben genannten Schrift das Germanengebiet Schritt für Schritt in allen seinen Teilen zurückverfolgt, soweit es mit Hilfe meiner Methode möglich war. Ich gelangte dabei bis in den Beginn der Periode II der Bronzezeit, d. h. etwa bis 1800 v. Chr. — Diese äußerst knapp gehaltene Darstellung soll hier in etwas breiterer Form erneuert werden. Es erscheint dies um so mehr angebracht, als manche neuen, bisher unbekannten Tatsachen und Gesichtspunkte hierbei zutage treten werden.



Gehen wir zunächst vom ersten Jahrhundert nach Chr. zurück ins erste Jahrhundert vor Chr., so zeigt eine Karte der ostgermanischen Siedlungen dieses Zeitabschnittes (Abb. 24), daß jetzt weder Goten in Ostpreußen, noch Gepiden im Weichselgebiet mehr erscheinen: beide wohnten damals noch in Mittelschweden im Öster- und Westergötalande, ihrer Urheimat, von wo sie erst um Christi Geburt nach der Weichselmündung übersiedelten. Vielmehr haben wir es an der Weichsel wie im Hauptgebiete Hinterpommerns jetzt fast nur mit Burgunden zu tun, deren Gebiet durch die kräftige Bogenlinie ost- und südwärts begrenzt wird. Nur das Weichselmündungsdelta und das östliche Hinterpommern nehmen Rugier ein. Das ganze übrige Gebiet östlich und südlich der Burgundengrenze ist Wandalenland. Für die Siedlungen der Wandalen in Polen entspricht diese Karte freilich nicht mehr unserer heutigen erweiterten Kenntnis.

Bleiben wir vorläufig bei den Ostgermanen, so zeigt ein Vergleich der beiden östlichen Linien VI und III meiner neuen Karte über die wechselnden Grenzen der Ostgermanen (Abb. 25), daß die Ostgrenze der Ostgermanen nicht erst seit dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Chr., sondern schon im ersten Jahrhundert vor Chr. östlich des Buglaufs in Polen lag. Für den noch weiter zurückliegenden Teil der früheren Eisenzeit, von 750—150 v. Chr., stellt sich das wagrecht linierte oder gestrichelte Gebiet zu beiden Seiten fast des gesamten Weichsellaufs als kulturell völlig einheitliches dar: es wird durch die Sitte kleiner Steinkistengräber und durch eigenartige Urnen gekennzeichnet, die in ihrer Oberhälfte einen menschlichen Oberkörper nachbilden, sog. „Gesichtsurnen". Es fehlen hier außer den Goten nunmehr auch die Burgunden und die Rugier, von denen erstere, die Burgunden, damals noch auf Bornholm und Südschweden, die Rugier noch in ihrer südwestnorwegischen Heimat saßen. Übrig bleiben für dieses große Siedlungsgebiet jetzt ausschließlich die Wandalen oder ihre Vorfahren, die man zu leichterer Unterscheidung von jenen Nachfahren mit einem von Plinius überlieferten Namen „Wandilier" zu nennen pflegt. Es sind schon richtige Ostgermanen, aber noch wenig gemischt mit zuströmender nordgermanischer, skandinavischer Bevölkerung, die, wie wir schon hörten, erst

später anlangte: Rugier, Burgunden, zuletzt Goten, und dann ein Hauptmerkmal ostgermanischen Volkstums wurde.

Schreiten wir nun über die Grenze der frühen Eisenzeit rückwärts in die Schlußperiode der Bronzezeit, ihre 5. Periode, die von 1000—750 v. Chr. fällt, so sehen wir die Südgrenze der Gesamtgermanen in Ostdeutschland durch die dick aufgetragene Linie I bezeichnet. Wir lernen daraus, daß die ostgermanischen Wandilier damals weder Schlesien noch Posen schon erobert hatten, daß aber ihr Gebiet nach Westen hin etwas weiter sich erstreckte, als in der unmittelbar folgenden frühen Eisenzeit. Denn ihre Westgrenze lag damals, wie es erst ums Jahr 100 nach Chr. von ihnen wieder erreicht wurde — und zwar trotz aller riesenhaften Ausdehnung nach Südosten bis ans Schwarze Meer erreicht wurde —: ihre Westgrenze, sage ich, lag an der unteren Oder, so daß die Ostgermanen ein zwar schmales, aber ziemlich lang gestrecktes Siedlungsgebiet ihr Eigen nennen konnten. — Sehr wichtig ist für die Periode V der Bronzezeit der Umstand, daß jetzt die ersten Anzeichen kultureller Ablösung der Ostgermanen von der Gesamtheit der norddeutschen Germanen bemerkbar werden.

Ehe wir die Verhältnisse der Bronzezeit weiter betrachten, sei erst noch der Westgermanen in der frühen Eisenzeit gedacht.

Wir wissen bereits, daß ums Jahr 100 v. Chr. die Elbsweben das gesamte Hessen-Darmstädtische Land nebst Rheinpfalz und unterem Neckargebiet eroberten. Und im Mosel- und Saargebiet hatte sogar schon hundert Jahre früher eine germanische Oberschicht die Herrschaft über das keltische Trevererland an sich gerissen. Vor dieser Zeit, d. h. zwischen 750 und 100 v. Chr., waren jedoch die Westgermanen hier erst wenig über die Grenzen hinaus vorgedrungen, die sie bereits am Ende der Bronzezeit, d. h. zwischen 1000 und 750 v. Chr., erreicht hatten und die durch die Linie V meiner Bronzezeitkarte bezeichnet wird (Abb. 52).

Nur an zwei Stellen sind demgegenüber wesentliche Fortschritte in der frühen Eisenzeit zu verzeichnen.

Einmal rücken die Elbgermanen südostwärts im oberen Elbgebiet bis an die Pforte des Elbdurchbruches bei Tetschen-Bodenbach hinein vor.

Der andere Punkt germanischen Vordringens liegt an der Mündung der Lippe in den Rhein, wo übrigens neuerdings Funde gemacht worden sind, auf Grund deren die Linie V (Abb. 52) ihren rechtwinkligen Knick bis an den Rhein bei Wesel vorschieben muß, ja wenn allerneueste Fundnachrichten sich bestätigen sollten, sogar noch ein wenig auf linksrheinisches Gebiet übertreten müßte. Hier stoßen die Nordwestgermanen bereits im sechsten Jahrhundert v. Chr. über Rhein und Maas nach Hollands Südspitze und eine Strecke nach Belgien hinein vor. Dort trifft ja nach einem halben Jahrtausend noch Cäsar nördlich der Ardennen die Germani cisrhenani, jene linksrheinischen Germanen, die ihm bei der Eroberung Nordgalliens durch ihren unerschütterlichen Kriegswillen so gefährlich werden, daß er ihren Hauptstamm, die Eburonen, völlig auszurotten sich gezwungen sieht (vgl. Karte Abb. 2).

Wir können auch erkennen, auf welchen Wegen die Germanen in der Periode V sich in dauernden Besitz des Gebietes zwischen den Zügen des Wiehengebirges bei Minden und des Osning (Teutoburger Waldes) bei Bielefeld und Detmold gesetzt haben. Schon in der zweiten Periode der Bronzezeit, um 1600 v. Chr., hatten sie den Osning an seiner Nordwestecke umgangen und bis an die mittlere Ems und über das ganze Hasegebiet sich ausgebreitet, wie die senkrechte Strichelung der Bronzezeitkarte (Abb. 52) es angibt. Südlich von Minden dagegen wohnten im Wesertale damals noch Kelten, auf der Karte durch schräge Strichelung gekennzeichnet. Doch in der darauffolgenden Zeit, in Periode III (1400—1150), hatten die Germanen ihr vorhin erwähntes Neuland wieder unbesetzt gelassen und ihre Wohnsitze bis nahe an das westliche Weserufer zurückgezogen. In der Periode V der Bronzezeit, nahmen sie nun jenes Gebiet von neuem unter ihre Herrschaft, indem sie es von zwei Seiten her besetzten.

Betrachten wir dazu die Sonderkarte (Abb. 26). Ein germanischer Stamm drang von Norden her durch die Weserscharte bei Minden ins Gebiet der unteren Werre zwischen Wiehengebirge und Osning und weiter durch den Bielefelder Paß des Osning in die Niederungen der oberen Ems. Seine Siedelungen sind kenntlich an der Art seiner Gräber, die durchweg aus Urnenfeldern bestehen, d. h. Fried-

höfen von zahlreichen, dichtgestellten Flachgräbern mit Leichenbrand (auf der Karte Abb. 26 durch kurze wagrechte Striche bezeichnet).

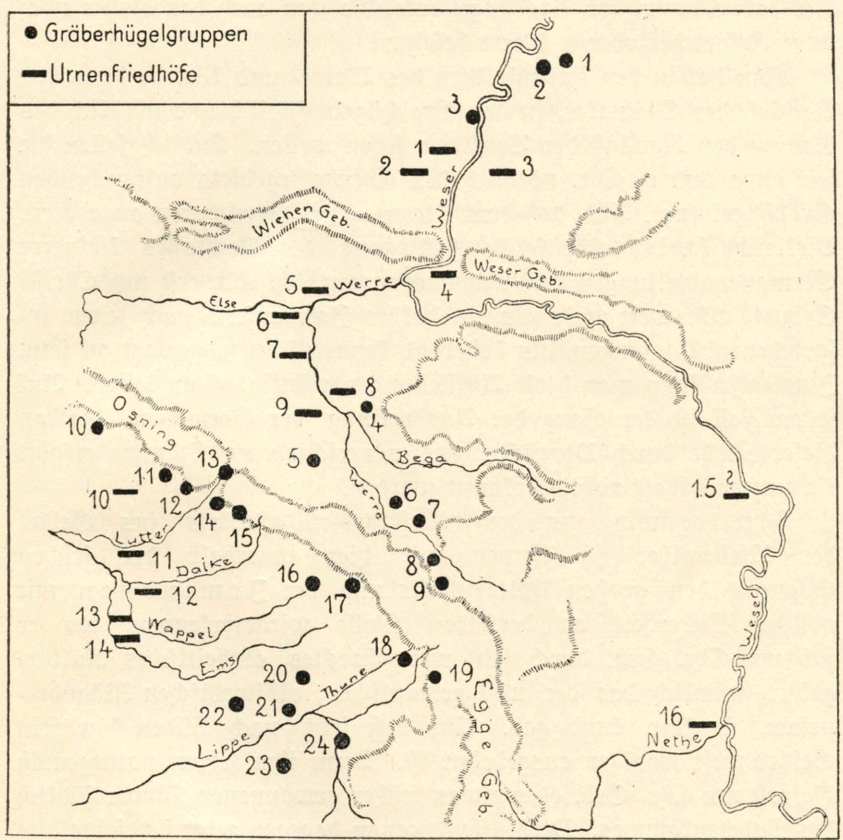


Abb. 26. Nordost-Westfalen in frühgermanischer Zeit: 1000–1 vor Chr. (nach A. Krebs).

Ein anderer germanischer Stamm, der von der unteren Ems her gekommen sein wird, wanderte gleichfalls um 1000 v. Chr. diesen Fluß aufwärts und besetzte die südlichen Gehänge des Osning und des östlich anschließenden Lippischen Waldes, sowie das Quellgebiet der Lippe. Hier finden sich überall Hügelgräber, auf der Karte durch dicke Punkte bezeichnet, keine Urnenfelder.

In der frühen Eisenzeit, also um 700 v. Chr., zog sich die westliche Abteilung des Urnenfelderstammes aus dem Quellgebiet der Ems ostwärts zu ihrem Hauptstamm zurück und überließ jenes Gebiet dem Stamm der Grabhügelleute, die nun auch das bisher noch leere Gebiet der oberen Werre besetzten.

Man hat in den Urnenfeldern des Werre- und Wesergebiets den Nachlaß der Cherusker, in den Grabhügeln südlich und nördlich des Osning den Nachlaß der Brukterer sehen wollen. Endlich sollen die seit etwa 600 v. Chr. nördlich des Cheruskergebiets auftauchenden Grabhügel (vgl. Abb. 26) dem Stamme der Angriwaren angehören. Vielleicht scheint eine solche Festlegung des Nachlasses kleinerer Germanenabteilungen auf Stammesnamen, die wir erst um Christi Geburt, also weit mehr als ein halbes Jahrtausend nach jenen besprochenen Vorgängen, als bestehend kennen lernen, gewagt zu sein. Immerhin kann man diese Aufstellung vorläufig gelten lassen. Auf jeden Fall ist der Gang der Ausbreitung der Germanen, die an dieser Stelle durch Vorrücken zweier verschiedener Stämme erfolgt ist, unzweifelhaft richtig erkannt worden.

Schreiten wir aus dem Wesergebiet ostwärts ins Gebiet der Niederelbe, so können wir hier innerhalb der frühen Eisenzeit den großen Völkerschaftsbund der I r m i n o n e n mit vollster Sicherheit an derselben Stelle wiedererkennen, wo er sich um Chr. Geb. durch sein weitgestrecktes, einheitliches Kulturgebiet, nämlich das der westgermanischen, elbswebischen Mäanderurnen, so klar kund gab. Nur daß jetzt nach Süden hin sein Gebiet weit weniger ausgedehnt ist. Denn ihm fehlen naturgemäß die erst um Chr. Geb. oder etwas früher gewonnenen Länder südlich des Sudetenkammes. Verblüffend genau dagegen zeigt sich seine alte Nordgrenze, die wieder Ostholstein einschließt, Westholstein und ganz Schleswig aber ausschließt. Außer Ostholstein umfaßt der Irminonenbund in dieser Zeit westlich der Niederelbe einen Teil von Osthannover, sowie Ostbraunschweig ostwärts der Linie Braunschweig—Wolfenbüttel, dann die Altmark. Östlich der Niederelbe gehören zu ihm die Lande Mecklenburg, Vorpommern, Hinterpommern bis zur Rega und dann der ganze Westteil der Provinz Brandenburg von der Prignitz über Ruppin, Havelland, Zauche bis zu den nieder-

lausischen Westkreisen Luckau und Kalau einschließlich der Westhälfte des Kreises Kottbus, so daß südlich der Breite Berlins der Spreelauf die Ostgrenze des Irminonenbundes bildet, während nördlich Berlins noch der Niederbarnim und die beiden uckermärkischen Kreise Templin und Prenzlau hinzukommen (nicht jedoch der Kreis Angermünde und der Oberbarnim, die einem kleinen germanischen Sonderstamm angehören, der sich auch noch östlich der Oder fortsetzt). Endlich sind auch noch die beiden Kreise Jerichow nebst dem anhaltischen Lande Zerbst irminonisch.

Dieses ganze große Gebiet sondert sich nach Norden, wie nach Westen und Osten kulturell sehr scharf ab, während in ihm selbst eine große Zahl typischer Züge überall gleichmäßig verbreitet sind. Wenn ich von diesen Typen hier auch nur eine Auswahl abbilden kann, so will ich doch alle hauptsächlichsten kurz aufzählen, um wenigstens dem Fachmann die Möglichkeit zu geben, die Richtigkeit meiner Aufstellung zu erkennen.

Gerade in den frühesten Jahrhunderten der Eisenzeit zeigen sich die meisten Übereinstimmungen innerhalb dieses Kulturgebiets. Für die Tonware sind kennzeichnend folgende sechs Formen:

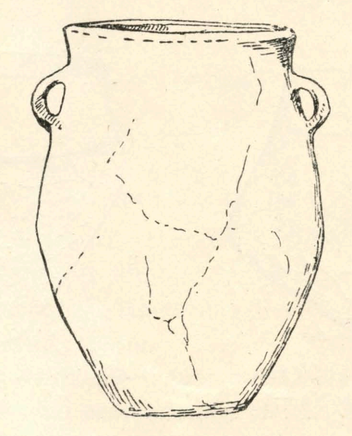


Abb. 27. 1/6 Ostholstein (nach Knorr).

1. ein im Profil leicht geschweifter, tonnenförmiger, randloser, hoher Topf mit gerauhter Wandung aber glattem Hals und meist mit zwei Henkeln versehen, doch auch henkellos vorkommend (Abb. 27);

2. ein eiförmiger, nur mit geringer Halsbetonung gestalteter, randloser, henkelloser Topf;

3. ein hochhalsiges, randloses, henkelloses Gefäß mit breitem Bauch und enger Mündung, von derselben Form wie sie innerhalb der ostgermanischen Gesichtsurnenkultur erscheint (Abb. 28);

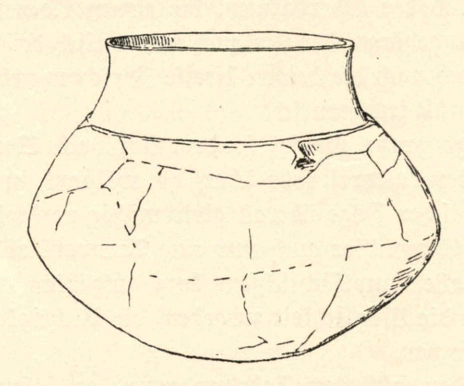


Abb. 28. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).

4. ein Gefäß in Doppelkegelform mit weiter Mündung (Abb. 29, 30);

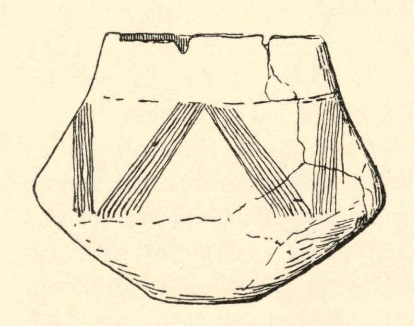


Abb. 29. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).

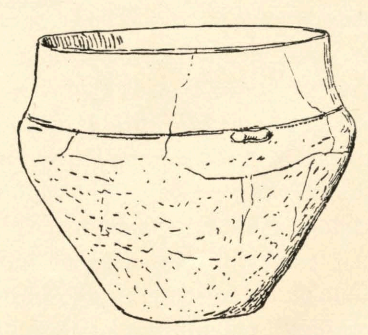


Abb. 30. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).

5. eine einhenklige Kanne mit scharf abgesetzten, stark eingezogenem Halse; endlich

6. ein Gefäß mit kleinster Bodenfläche, breitem rundlichen Bauch, ein wenig einziehendem, fast steilem, oft auch hohem Halse

und breit ausladendem, schrägem, dünnem Rand, meist schwarz glänzend und sehr sauber gearbeitet, offenbar nach dem Vorbild getriebener Metallgefäße. Diese Form wird Todendorfer Typ genannt (Abb. 31, 32). Gemeinsam ist dem gesamten Gebiete auch die Eigen-

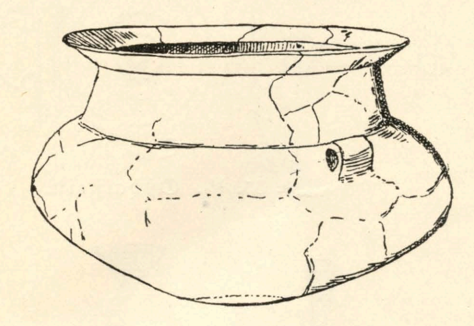


Abb. 31. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).



Abb. 32. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).

heit, das Deckelgefäß für die Urne bisweilen als eine den Urnenrand eng umfassende Kappe oder auch als einen in das Innere des Urnenrandes eingreifenden Stöpseldeckel zu gestalten (Abb. 33). Eine

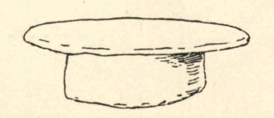


Abb. 33. 1/6. Ostholstein (nach Knorr).

andere gemeinsame Eigenart, die nur in Ostholstein fehlt, ist die Sitte, den Leichenbrand oft nicht in einer Urne zu bergen, sondern ihn als völlig ungeschütztes „Knochenhäufchen" neben den geopferten Beigaben der Erde zu übergeben.

Mit Metallgeräten und überhaupt mit Beigaben sind die Gräber der frühen Eisenzeit nach dem Brauche dieser Zeit überall nur spärlich ausgestattet. Sie enthalten ausschließlich weiblichen Schmuck, der teils aus Bronze, teils — und dies noch häufiger — aus Eisen gearbeitet worden ist. Die Frauen des Irminonenstammes trugen fünferlei Sicherheitsnadeln (Fibeln), die in der Fachwissenschaft fol-

gende Namen führen: Tinsdahler Plattenfibeln (Abb. 34), Heitbracker Fibeln, Flügelnadelfibeln (Abb. 35), Sechsspiralscheiben-

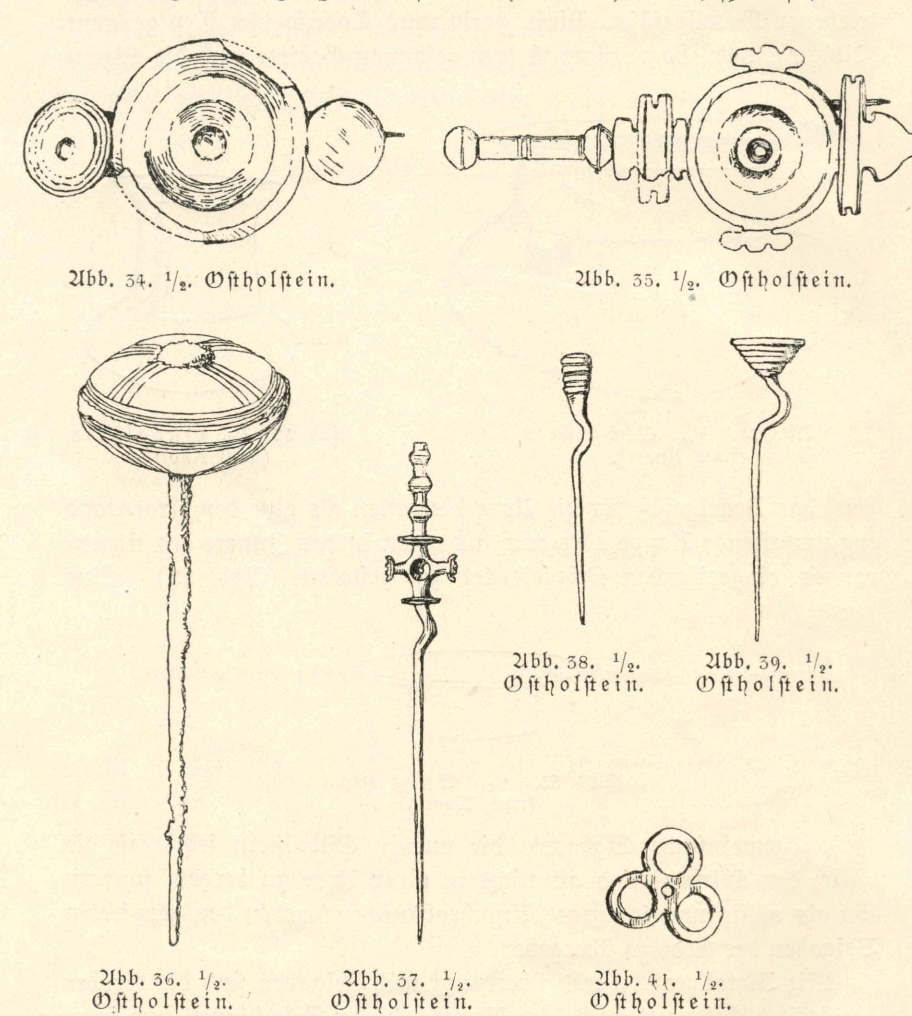


Abb. 34. 1/2. Ostholstein. Abb. 35. 1/2. Ostholstein.

Abb. 36. 1/2. Ostholstein. Abb. 37. 1/2. Ostholstein. Abb. 38. 1/2. Ostholstein. Abb. 39. 1/2. Ostholstein. Abb. 41. 1/2. Ostholstein.

(Abb. 34—39, 41 nach Knorr)

fibeln, Doppelpaukenfibeln, „Altmärkische" Fibeln (Abb. 40). An Nadeln sind Bombennadeln (Abb. 36), Flügelnadeln (Abb. 37) und „Holsteinische" Nadeln (Abb. 38, 39) zu nennen. Eigenartig ist ein

Brustkettenschmuck aus Eisen (Abb. 40), dessen Kettenreihen am rechten und linken Ende in je ein ausgeschweift rechteckiges Eisenblech eingehängt sind, das durch eine daran befestigte Fibel, gewöhnlich eine „Altmärkische", mit dem Gewande verbunden ist. Dieser Schmuck

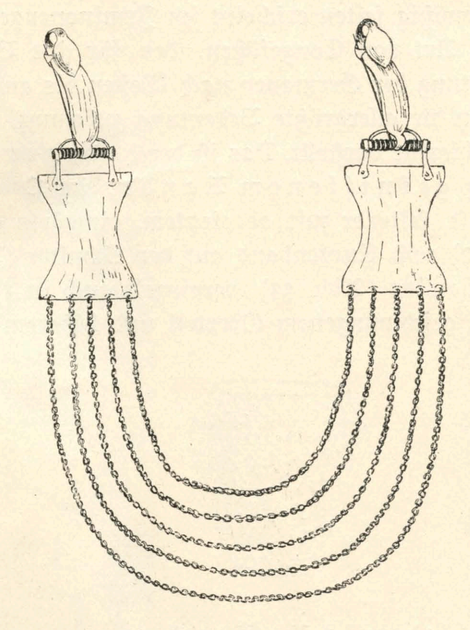
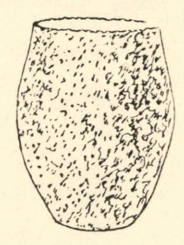


Abb. 40. Eiserner Brustkettenschmuck, hängend an „Altmärkischen" Fibeln. Schematische Zeichnung, ausgeführt von Erich Goldbach.

ist, leider stets durch das Feuer des Leichenbrandes stark zerstört, zahlreich ans Licht gekommen in Ostholstein, Osthannover, in der Altmark, im Kreise Jerichow und in Westbrandenburg. Außerdem gehören zur weiblichen Grabesausstattung noch Bronzeblechohrringe, oft in erstaunlich großer Anzahl mitgegeben, in der Gestalt von Schildohrringen oder von Segelohrringen, später auch von Spiraldrahtscheibchenohrringen. Kennzeichnend für Zeit und Stamm ist auch ein Bronzegerät mit drei kreisförmigen Öffnungen, „Dreipaß" genannt (Abb. 41). Endlich fehlten selten eiserne Gürtelhaken. Teils sind sie zungenförmig und an beiden Enden umgebogen, teils

nur am vorderen Ende umgebogen und dann entweder etwas breiter dreieckig und hinten eckig zugespitzt oder außerordentlich breit und lang, dreieckig mit gradem hinteren Abschluß und starker durchlaufender Mittelrippe oder auch ganz schmal mit hinten angenieteten quergestellten Haftarmen.

Verhältnismäßig selten erscheint im Irminonengebiet der frühen Eisenzeit eine Art von Tongefäßen, der für die Bestimmung der ersten Ausbreitung der Germanen nach Westen bis an den Rhein und über den Rhein die allergrößte Bedeutung zukommt, da sie geradezu eine Leitform hierfür darstellt. Das ist der hohe gerauhte Topf mit wellig gekniffenem Rande, im Profil gewöhnlich leicht geschweift, seltener mit abgesetztem, einwärts geschwungenem Hals (Abb. 42) und Tupfenband auf der Schulter (Abb. 43), noch seltener ganz halslos (Abb. 44), vereinzelt auch in richtiger Urnenform mit stark geschwungenem Oberteil und höherem Halse.



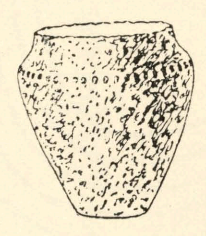


Abb. 42, 43. Schledebrück Kr. Gütersloh, Westfalen.

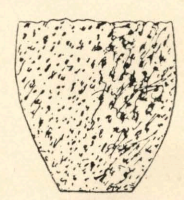


Abb. 44. Stemmer Kr. Minden, Westfalen.

Auf rechtselbischem Gebiet kenne ich davon nur einige Vertreter aus Ost- und Westhavelland (Eichstädt, Kriele) und aus Kreis Jerichow I (Schermen, Menz bei Königsborn) und II (Schmetzdorf); auch in der Altmark ist er nur ganz vereinzelt beobachtet worden (Tangermünde), ebenso im Saalegebiet (Kühren Kr. Kalbe a. S.). Häufiger dagegen erscheint er in den zahlreichen Friedhöfen, die den Nordabfall des braunschweigischen Elmgebirges umkränzen. Ein Außenposten ist dann ein Erscheinen in der Gegend von Celle im Lüneburgischen.

Dann folgen als westlichere, sehr reiche Fundorte des Rauhtopfes erst in weitem Sprunge die Gräberfelder des hannoverschen

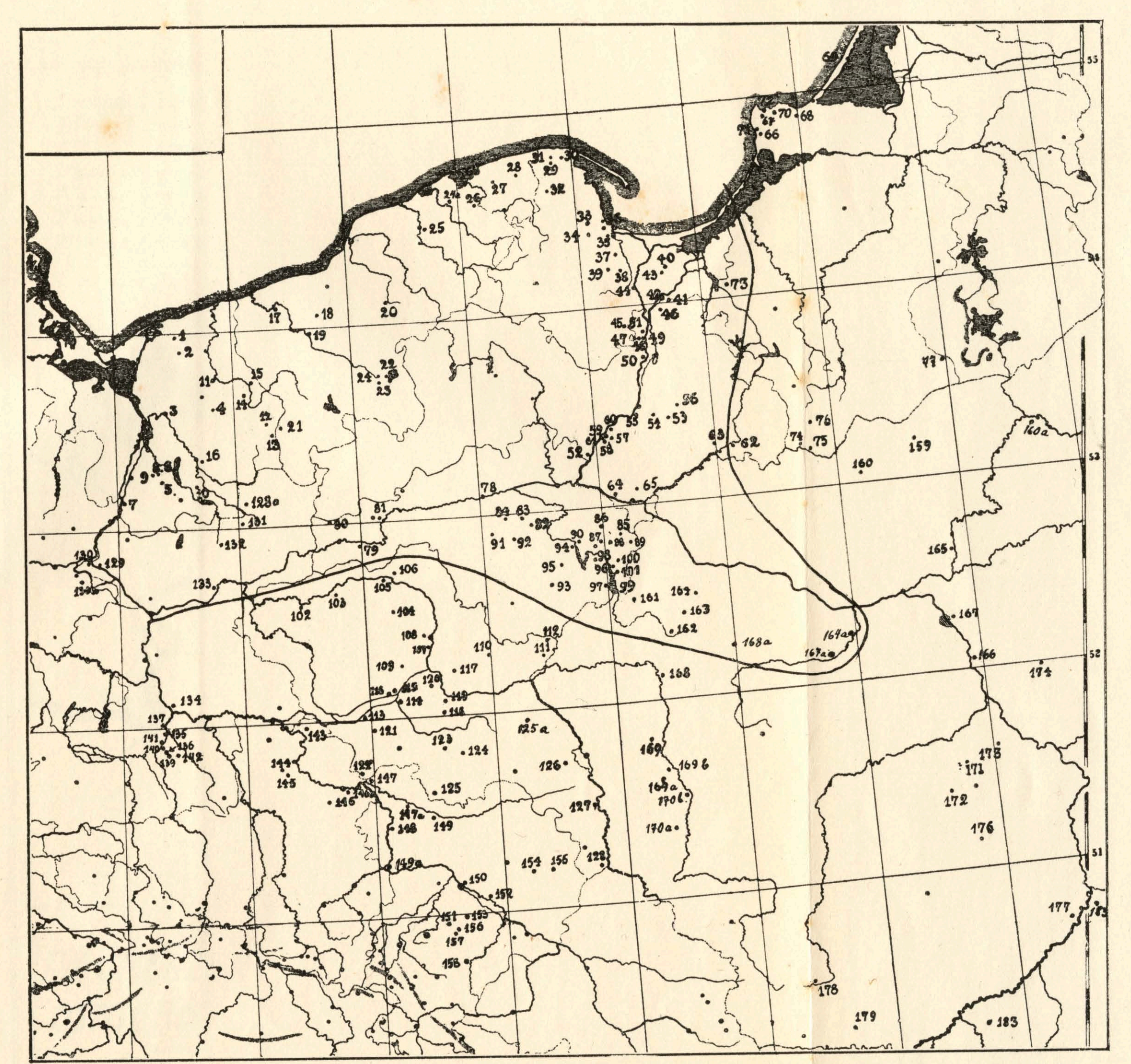


Abb. 24. **Siedelungen der Ostgermanen während des 1. Jahrhunderts vor Chr. (nach Kostrzewski).**

Die dickere Linie bezeichnet die Grenze des burgundisch-rugischen Gebiets (im Norden) und des wandalischen Gebiets (im Süden und Osten).

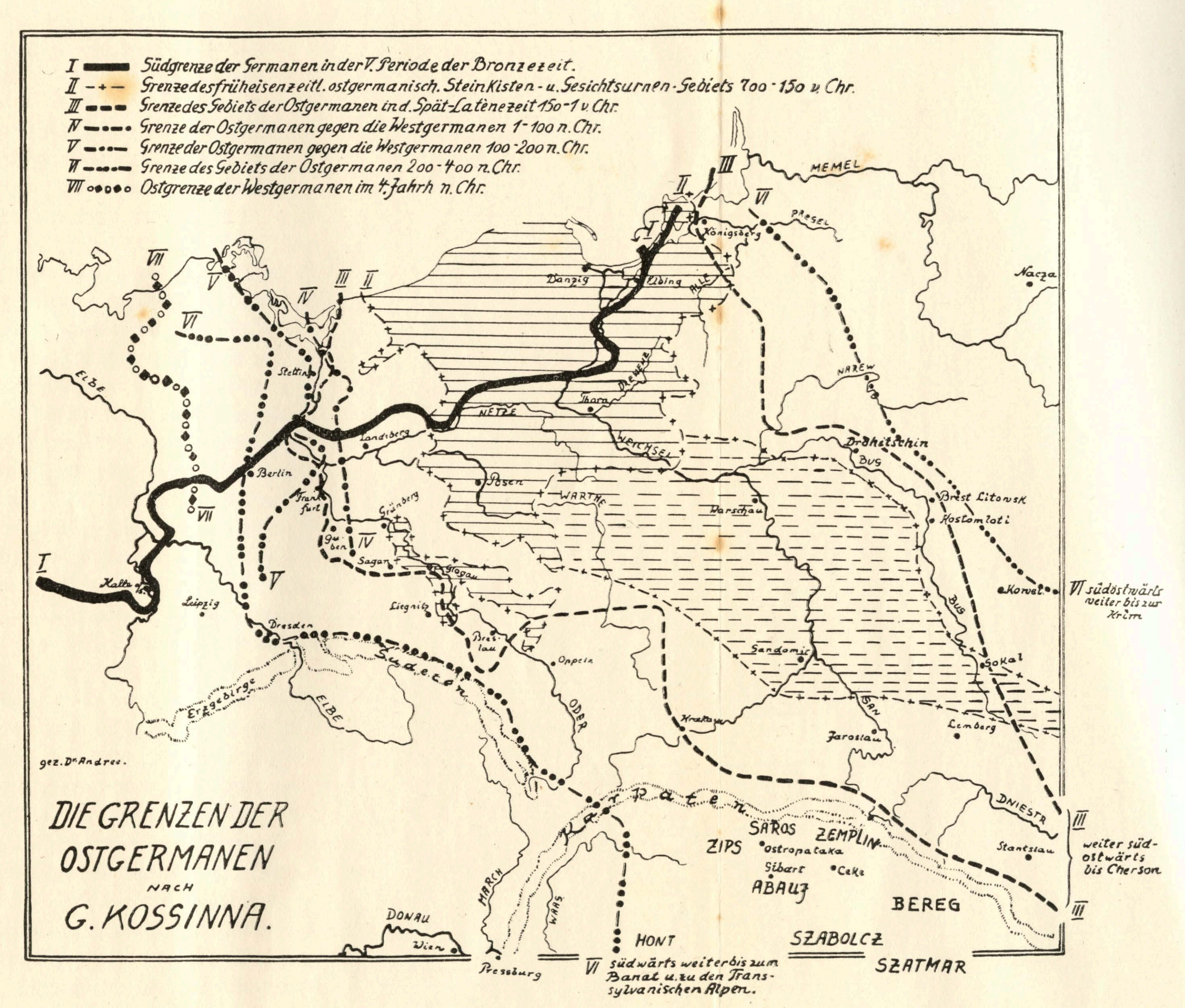

I Südgrenze der Germanen in der V. Periode der Bronzezeit.
II Grenze des früheisenzeitl. ostgermanisch. Steinkisten- u. Gesichtsurnen-Gebiets 700-150 v. Chr.
III Grenze des Gebiets der Ostgermanen in d. Spät-Latènezeit 150-1 v. Chr.
IV Grenze der Ostgermanen gegen die Westgermanen 1-100 n. Chr.
V Grenze der Ostgermanen gegen die Westgermanen 100-200 n. Chr.
VI Grenze des Gebiets der Ostgermanen 200-400 n. Chr.
VII Ostgrenze der Westgermanen im 4. Jahrh. n. Chr.
MEMEL
PREGEL
Königsberg
Danzig
Elbing
ALLE
DREWENZ
Thorn
NETZE
WEICHSEL
NAREW
Drohitschin
BUG
Brest Litowsk
Kostomloti
Warschau
Posen
WARTHE
Stettin
Landsberg
Berlin
Frankfurt
Guben
Sagan
Grünberg
Glogau
Liegnitz
Breslau
Oppeln
Sandomir
Krakau
SAN
Jaroslau
Lemberg
Sokal
Kowel
VI südöstwärts weiter bis zur Krim
DNIESTR
Stanislau
III weiter südostwärts bis Cherson
Halle
Leipzig
ELBE
Dresden
Erzgebirge
Sudeten
ODER
Karpaten
SAROS
ZEMPLIN
ZIPS
Ostropataka
Gibart
ABAUJ
BEREG
HONT
SZABOLCZ
SZATMAR
MARCH
WAAG
DONAU
Wien
Pressburg
VI südwärts weiter bis zum Banat u. zu den Transsylvanischen Alpen.
gez. Dr. Andree.
DIE GRENZEN DER OSTGERMANEN NACH G. KOSSINNA.

Abb. 25.

Wesergebiets, was eine Folge des Umstandes ist, daß um die fragliche Zeit das Gebiet zwischen Braunschweig und der Weser überhaupt siedelungsleer ist. Das wichtigste Hügelgräberfeld dieser Zeit liegt dort bei Nienburg a. Weser und weiterhin, schon nahe der Oldenburger Grenze, folgt das ebenso bedeutende Urnenfeld Harpstedt a. Delme, Kreis Syke. Diese beiden Friedhöfe sind für die den Irminonen benachbarte westlichere Stammesgruppe geradezu namengebend, so daß man von einem Nienburg-Harpstedter Stil sprechen kann. Hügelgräber dieses Stils finden sich auch noch südöstlich des Dümmersees im Kreise Diepholz. Der Nienburg-Harpstedter Stil besitzt zwar einige nähere Beziehungen zum Irminonenstile, doch nur zu derjenigen etwas abgeblaßten Färbung dieses Stils, wie sie in den braunschweigischen Gräberfeldern des Elmgebietes zutage tritt. Man wird also annehmen dürfen, daß von Braunschweig her eine bedeutende Auswanderung ins Wesergebiet stattgefunden hat.

Ebenso stark tritt unser führender Rauhtopf im Staate Oldenburg auf, so in den Ämtern Delmenhorst (Ganderkesee) und Vechta, besonders aber in dem südwestlichen Amte Cloppenburg. Schreiten wir westwärts weiter ins hannoversche Emsgebiet, so verläßt uns auch hier der treue Rauhtopf nicht. Vom nördlichen Kreise Leer über die Kreise Hümmling, Meppen, Lingen und Bentheim bis an die Grenzen des Münsterlandes ist er überall anzutreffen, erstaunlich reich im Kreise Bersenbrück.

Dasselbe Bild bietet die Provinz Westfalen. Da sind es die Urnenfelder und Hünengräber des Kreises Minden a. W. (vergl. die Karte Abb. 26) nebst den benachbarten hannoverschen Kreisen Stolzenau und Hoya, wo der Rauhtopf mit gewelltem Rand immer wieder sich zeigt. Und ebenso erscheint er in den Urnenfeldern südlich des Wiehengebirges im Kreise Herford und bei dem benachbarten lippe-detmoldischen Salzuffeln, desgleichen in den zahlreichen Hügelgräberfeldern der Bielefelder Umgebung. Dagegen findet er sich kaum im nordwestlichen Westfalen, im Münsterlande. Aber gleich südlich davon, im Lippegebiet, ist sein Vorkommen wieder äußerst zahlreich, von der Lippequelle bei Paderborn (Balhorn) an über die Kreise Warendorf (Hummelten) und Lüdinghausen (Olfen, Reckelsum) nach

Kreis Recklinghausen (Buer, Datteln, Waltrop) an der Grenze der Rheinprovinz; außerdem abseits im Nordwesten zu Ahle Kreis Ahaus an der holländischen Grenze.

In der Rheinprovinz setzt sich die Westwanderung des germanischen Rauhtopfes mit gewelltem Rande ununterbrochen fort. Neuerdings ist er im Kreise Wesel an der Lippemündung gefunden worden; früher schon in der Wedau bei Duisburg und in der Umgebung von Düsseldorf, sowie öfters in dem reichen Gebiete der Hügelgräber zwischen der unteren Wupper und unteren Sieg.

Damit ist die rechtsrheinische Ausbreitung des Rauhtopfes nach unserem heutigen Wissen abgeschlossen. Aber die Germanen bringen ihn auch über den Rhein hinüber. In Holland kennen wir eine Menge Hügelgräberfelder, die den Rauhtopf herausgegeben haben, und zwar aus den Provinzen Drenthe, Geldern, Utrecht, Nordbrabant, Holl. Limburg, ja sogar noch aus der belgischen Provinz Limburg nahe bei Maastricht. Besonders stark vertreten ist unser Gefäß in dem großen holländischen Hügelgräberfeld „De Hamert", dicht an der preußischen Grenze bei Kevelaer und Preußisch Geldern gelegen. Ganz versprengte germanische Außenposten in damals keltischem Gebiete sind zwei solcher Töpfe, die in Wintersdorf a. Sauer, jenem Grenzflüßchen zwischen der Rheinprovinz und Luxemburg, nahe bei Trier, zum Vorschein gekommen sind.

Da dieser eigenartige Rauhtopf mit gewelltem Rande zeitlich auf das siebente bis fünfte Jahrhundert v. Chr. festgelegt ist, haben wir in seinem oben geschilderten Wandern den Beweis für die Zeit des ersten Vorstoßens der Germanen über den Rhein in das Gebiet hinein, das zu Cäsars Zeit von dem Stamme jener Germanen eingenommen wird, die er Germani cisrhenani nennt (oben S. 24). Mit diesem Vorstoßen über den Rhein ist ja nach der Mitteilung des Tacitus die Ausdehnung des Namens „Germanen", der bis dahin nur einer einzelnen rechtsrheinischen Völkerschaft zukam, zuerst auf die ganze linksrheinische Gruppe, dann auf die Gesamtheit der rechtsrheinischen Germanen, eng verknüpft.

Daß der Irminonenstamm von der südlichen Altmark und dem Süden Westbrandenburgs im vierten Jahrhundert v. Chr. die Elbe aufwärts bis an den Elbdurchbruch in der Sächsischen Schweiz

sich ausdehnte, haben wir schon vorher gehört (S. 23). Etwas anders liegen die Dinge am Harz. Hier sahen wir in der Elmgruppe der Urnenfelder Braunschweigs, etwas nördlich des Ostharzes, die südlichste, schon merklich abgeblaßte Färbung des Irminonenstils. Es fehlt hier bereits die Mehrzahl der oben als kennzeichnend geschilderten metallenen Schmucksachen des Irminonengebiets, doch zeigt die Tonware noch ganz die Art des Niederelbe-Gebiets.

Noch viel stärker ist die Sonderstellung, die sich in der nordharzischen Gruppe der Steinkistenfriedhöfe darbietet. Ihr Gebiet (vgl. Karte Abb. 45) erstreckt sich über die Kreise Wernigerode, Halberstadt, Oschersleben, Wanzleben, Ballenstedt, Aschersleben, wo die untere Bode die Nordgrenze bildet, und umfaßt noch das untere Saalegebiet mit den anhaltischen Kreisen Bernburg, Köthen, Dessau, wo im Mündungsgebiet der Mulde seine Ostgrenze liegt. Während im gesamten Irminonenlande die Form des aus größeren Steinplatten erbauten Steinkistengrabes schon am Ende der Bronzezeit (Pericde V) im Schwinden begriffen ist, nur noch vereinzelt erscheint und einer Packung der Urne in Kopfsteinen und bald dem ganz ungeschützten Urnengrab Platz macht, hält sich in dem zuletzt umschriebenen Gebiete zwischen Ostharz und Mulde die altertümliche Steinkiste noch längere Zeit nach Abschluß der Bronzezeit. Zwar die ältesten Gefäßformen der frühen Eisenzeit dieses Gebiets stammen sichtlich auch von der Niederelbe her. Doch gesellen sich zu den germanischen Formen Einflüsse von der überlegenen Keramik der östlich dicht benachbarten Illyrier her — namentlich was die den Gräbern mitgegebenen zierlichen, formschönen Beigefäßchen anlangt — in so starkem Maße, daß nach dieser Richtung hin die germanische Zivilisation am Nordharz eine bedeutende Veränderung erleidet. Von solchen Beigefäßen nenne ich nur schlanke Kännchen mit hochgeschwungenem, langem Henkel, Zwillingsgefäße, Trinkhörnchen, außerdem hohle Tonklappern, was alles dem sogenannten Billendorfer Stile, der spätesten Gestaltung der ostdeutsch-illyrischen Tonware, eigen ist.

Die Übereinstimmung dieses Steinkistenstiles mit dem Irminonenstil wird in der Folge für unser Auge immer undeutlicher, da die Beigabe an Metallschmuck, der im Nordharz- und unteren Saalegebiet sein

germanisches Gepräge besser wahrt als die Tonware, hier allmählich bis zu einem Nichts verkümmert. Und dennoch besteht zweifellos ein enger Zusammenhang mit dem nördlichen, ja mit dem gesamten Germanengebiet. Denn er wird außer durch das schon Erwähnte, die Urnenformen und die Form des Steinkistengrabes, aufs klarste bekundet durch die in Gesamtgermanien überaus häufig auftretende Gestaltung der Leichenbrandurne als Nachbildung des Hauses der Lebenden, eine Urnenart, die nach unserer neuesten Kenntnis in etwa sechzig Stück über das ganze Germanenland, einschließlich Dänemarks

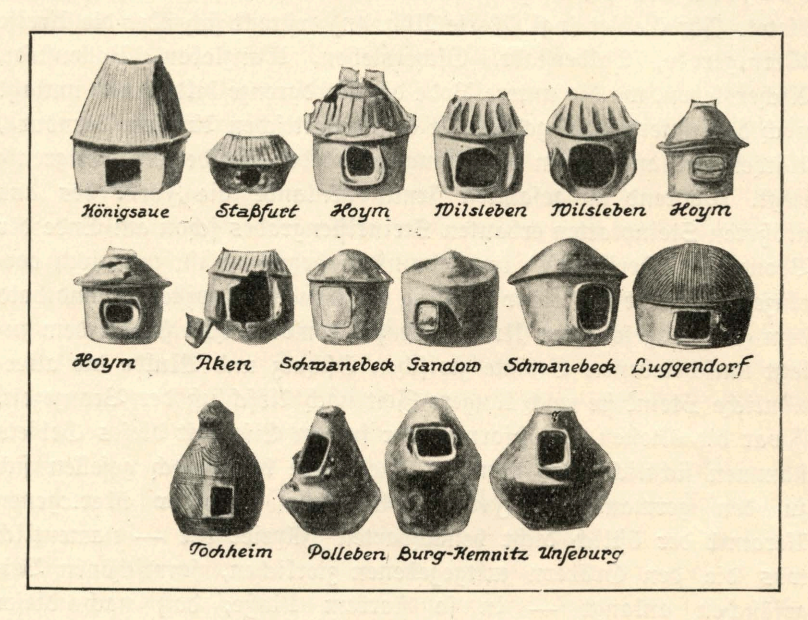


Abb. 46. Deutsche Hausurnen.

und Skandinaviens, aber ausschließlich des Weser- und Emslandes, verbreitet ist (Abb. 46). Und volle zwei Drittel dieser Zahl fallen in unser Steinkistengebiet. Die Fundorte der mitteldeutschen Hausurnengräber, von denen an mehreren Orten bis zu vier in ein und demselben Friedhofe zu Tage getreten sind, sind auf der Karte (Abb. 45) durch Unterstreichung der Ortsnamen hervorgehoben.

Auch dieses eben beschriebene Gebiet hat man, von den Verhältnissen um Christi Geburt ausgehend, der Völkerschaft der Cherusker

zuschreiben wollen, was freilich unvereinbar ist mit der vorher erwähnten besser begründeten Festlegung dieser Völkerschaft für die hier behandelte Zeit ins Unterwesergebiet und ins Teutoburger Waldgebirge.

Gehen wir nun noch weiter südostwärts um den Harz herum, auf seine Südseite und ihr Vorland, nach den beiden Mansfeldischen Kreisen, nach Sangerhausen, Querfurt, Eckartsberga bis an die mittlere Unstrut und ostwärts bis ins Muldengebiet, so kommen wir in ein Gebiet, das ebenso wie ganz Thüringen ostwärts bis zur Elster in der älteren Bronzezeit mehr zum westdeutschen, keltischen Kulturgebiet gehörte, in der jüngeren Bronzezeit aber weit mehr dem ostdeutsch-illyrischen Kultureinfluß und wohl auch dem Zustrom der Illyrier selbst sich öffnete. Diesen illyrisch stark beeinflußten Landstrich haben am Ausgang der Bronzezeit, in ihrer Periode V, die ersten noch schwächeren Wellen germanischer Eroberer von Norden her dünn überflutet. Zeugnis dessen ist eine geschlossene Gruppe von Friedhöfen dieser Periode, deren stammlicher Charakter zunächst unsicher zu sein scheint, insofern Grabbau und Tonware illyrischer Art angehören, die Metallgeräte aber germanischer Art. Daß diese Friedhöfe als Ganzes aber doch germanisch sein müssen, wird durch die vielen reichen Bronzeschatzfunde dieser Gegend und Zeit erhärtet, die reinstes germanisches Gepräge aufweisen.

Der germanische Charakter der Kultur dieser Gegend wird in jeder Beziehung noch verstärkt in der frühesten Eisenzeit, wo eine Überschwemmung durch die Träger der nun südwärts vorrückenden nordharzischen Steinkistenkultur stattfindet. In der nördlicheren Hälfte des Gebiets, im Mansfeldischen, in den Kreisen Querfurt und Bitterfeld erscheinen nun plötzlich die nordharzischen Steinkisten, südlicher bis an die Unstrutmündung die jüngeren, steinschutzlosen Gräberarten. Ebenso zeigt jetzt die Tonware Seitenstücke zu nordharzischen Formen, auch in der Verschlechterung der Machart, die keinen Vergleich aushält mit der zwar derbkräftigen, aber sehr sauberen, dabei geschmackvollen Ware des Niederelbgebiets. Denn der Ton der Gefäße dieses Gebiets an der germanischen Südgrenze ist so schlecht zubereitet und so mangelhaft gebrannt, daß er leicht zerbröckelt, und die Wandung ist nur nachlässig geglättet. Die Beigaben

an Schmuck sind womöglich noch spärlicher, als es am Nordharz üblich ist.

Während diese germanischen Friedhöfe bis um 500 v. Chr. oder vielleicht noch etwas weiter andauern, dringt seit etwa 600 v. Chr. plötzlich eine keltische Bevölkerung recht merklich in das nordthüringische Grenzland der Germanen ein und breitet sich ostwärts bis an die Elster und nordwärts bis an den Süd- und Ostharz aus. Es leidet keinen Zweifel, daß diese keltischen Eindringlinge nicht nur die weitere Ausbreitung der Germanen hier kurze Zeit aufgehalten, sondern vorübergehend hier auch die politische Herrschaft an sich gerissen haben müssen. Doch erfolgte schwerlich eine völkische Vermischung zwischen Kelten und Germanen, denn es ist kaum irgendein keltischer Kultureinfluß bei den Germanen dieses Gebiets zu beobachten, wie er z. B. so handgreiflich für die letzten drei bis vier Jahrhunderte v. Chr. dem Forscher sich aufdrängt, als die Germanen erobernd und herrschend auf ganz Thüringen ihre Hand legten, um schließlich die Kelten auch aus ihrer letzten Zuflucht, den gewaltigen Steinburgen auf den Basaltgipfeln der Vorderrhön zu vertreiben. Eher findet eine umgekehrte Beeinflussung statt.

Diese Kelten offenbaren sich in den thüringischen Skelettgräbern dieser Zeit — denn die Germanen üben zu dieser Zeit ausschließlich den Leichenbrand — und ihr Erscheinen ist wohl zu deuten als Auswirkung jenes großen Galliereinfalls unter Segovesus, dem Sohne des Ambigatus, in das Gebiet der hercynischen Urwälder, d. h. in das rechtsrheinische Mittelgebirgsland. Vom Mittelrhein her ergossen sich die gallischen Scharen über Kurhessen nach Thüringen und Böhmen, wie schon im Eingang dieses Buches kurz erwähnt worden ist.

Solche Hügel-Skelettgräber recht einheitlichen Stils in Beisetzungsart wie in Ausstattung finden sich im Mittelrheingebiet zahlreichst am Südrande des Eifellandes links der unteren Mosel und im Hunsrück zwischen Mosel und Nahe-Glan aufwärts bis zur Saarmündung, ebenso rechtsrheinisch im ganzen Westerwald und im ganzen Lahngebiet und weiter ostwärts in Kurhessen bis in die Nähe von Fulda. Man hat die durch diese Art Hügelgräber vertretene Kultur „Mehrener“ Stil genannt nach einem im Kreise Daun

in der Südeifel gelegenen ergiebigen Fundort, dagegen die in offenkundigem Kulturgegensatz hierzu stehenden, teilweise etwas älteren benachbarten Hügelgräber mit Leichenbrand, kriegerischer Ausstattung und weit reicherem Schmuck, die sich von Gießen an der Lahn südwärts durch die Wetterau über das unsere Maingebiet hinziehen und weiterhin in Hessen-Starkenburg und Nordbaden statt Leichenbrand Körperbestattung aufweisen, nach einem bedeutenden Fundplatz in der Nähe von Darmstadt mit dem Namen „Koberstadter" Stil bedacht (vgl. Karte Abb. 47).

Östlich der Fulda folgen nach einer beträchtlichen Lücke zwischen Fulda und Werra die ersten Skelettgräber „Mehrener" Art in den west- und mittelthüringischen Kreisen Mühlhausen (Hainich?), Langensalza (Issersheiligen, Neuenheilingen, Tennstädt), Sondershausen (Almenhausen), Gotha (Döllstädt?, Herbsleben, Seebergen?, Tonna, Wiegleben?), Arnstadt (Holzhausen), Erfurt (Elxleben), Weimar (Eckstedt bei Vieselbach, Heichelheim, Liebstedt, Vippachedelhausen), Apolda (Buttstädt, Dornburg, Eßleben, Flurstedt, Hardisleben, Vierzehnheiligen), Eckartsberga (Backleben bei Kölleda, Beichlingen?, Marienrode?; und bereits auf der Karte Abb. 45 eingetragen: Kölleda, Memleben a. d. Unstrut), Ziegenrück (Ranis, Wöhlsdorf bei Ranis). Alle weiter nördlich und östlich, am Süd- und Ostharze, an Unstrut, Saale, Wipper und Bode, gefundenen Gräber dieser Art sind auf der Karte (Abb. 45) verzeichnet und durch rote Kreuze und rote Schrift besonders deutlich hervorgehoben. Ihr Nordpunkt liegt am Nordknie der Bode bei Oschersleben.

In Thüringen und am Harz handelt es sich mit Ausnahme des Stadtkreises Halle a. S., wo diese Gräber in großer Zahl aufgedeckt worden sind, meist nur um Einzelgräber oder um Gruppen ganz weniger Gräber, die in einhalb bis ein Meter Tiefe ein Skelett in gestreckter Lage bergen, das nur zuweilen mit Steinen umstellt ist. Beigaben enthalten auffallenderweise nur die Frauengräber. Ständig erscheinen hier Bronzehalsringe und Bronzearmbänder. Die Halsringe haben die Gestalt meist ziemlich flacher, oft nur scheinbar gedrehter, vielmehr nur spiralig gefurchter „Wendelringe", die ihren Namen darum tragen, weil ihre wirkliche oder nur im Guß vorgetäuschte Drehung an mehreren Stellen des Ringkörpers die Rich-

tung wechselt und in die entgegengesetzte umspringt, sich „wendet" (Abb. 48). Selten treten hohle Halsringe auf. Massenhaft erscheinen vierkantige, dünnstabige, geperlte Bronzearmringe (Abb. 49), die bis zu acht Stück an einem oder gar an beiden Unterarmen aufgereiht

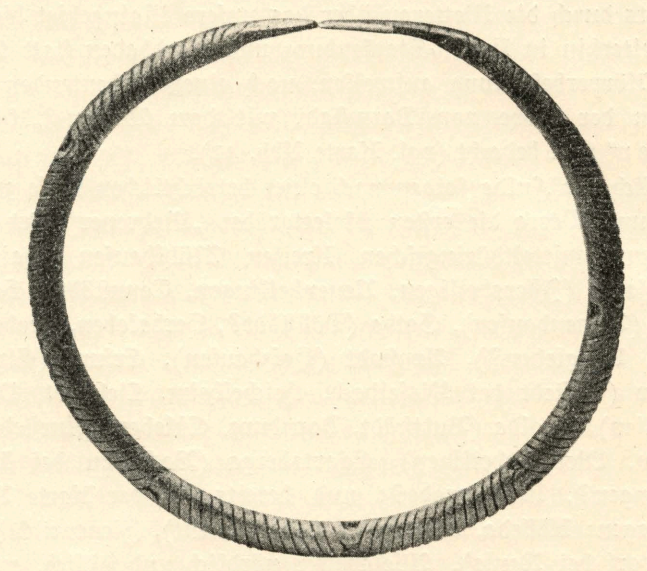


Abb. 48. 1/2. Tarthun bei Egeln a. d. Bode, Kr. Wanzleben (nach Förtsch).

vorkommen und wegen ihrer der Gestalt des Handgelenks angepaßten Form „Steigbügelringe" heißen. Während der Ursprung der „Wendelringe" im germanischen Norddeutschland liegt, stammt die Form des Steinbügelarmschmucks aus Süddeutschland. Weiter erscheinen schildförmige Bronzeohrringe, Reste von Bronzeblechgürteln und Bernsteinperlen. Unter den Nadeln sind hervorzuheben eiserne, deren Kopf eine senkrecht gestellte Hohlspiegelscheibe bildet, eine germanische Art (Abb. 50), ferner solche mit wagrechtem langen Hohlkegelkopf, endlich sehr massive Bronzenadeln mit abgestumpftem Kegelkopf und zahlreichen dicken kugeligen Halswulsten, die meist durch ein bis zwei ganz feine Wulste auseinandergehalten werden (Abb. 51).

Wir schreiten nun wieder zur Bronzezeit zurück, von deren Schlußperiode schon früher die Rede war. Hier habe ich auf einer

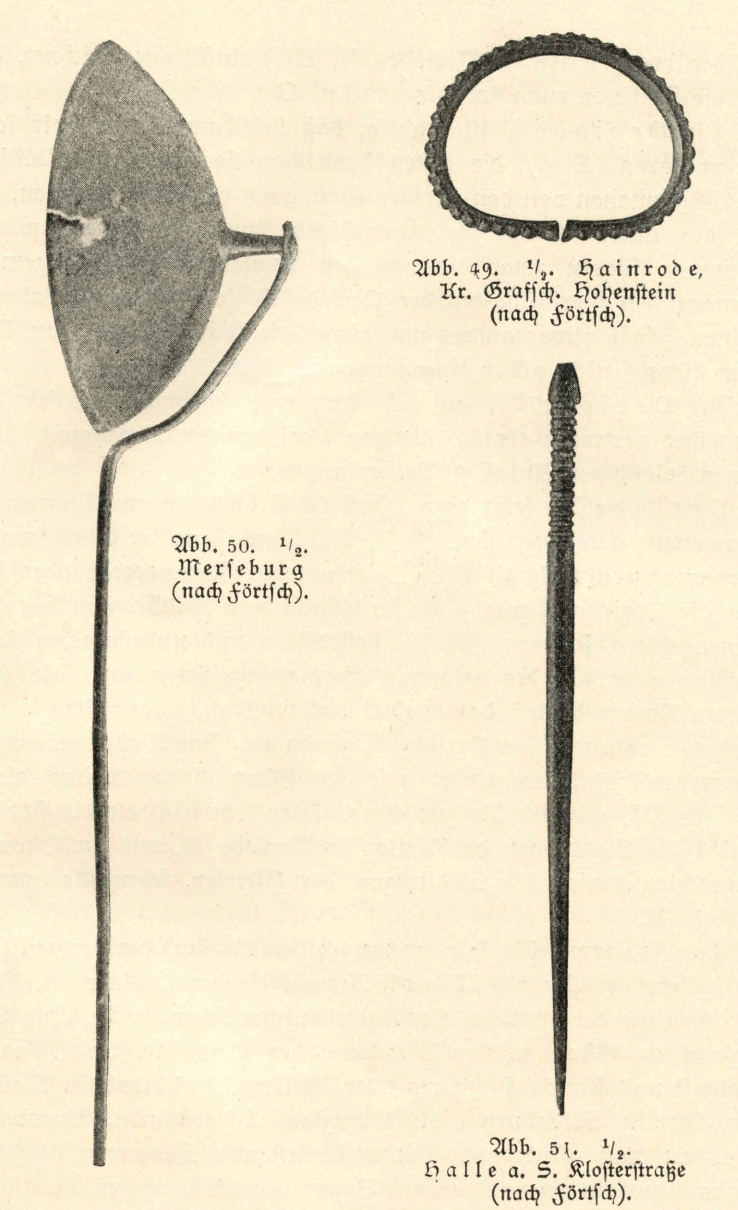


Abb. 49. 1/2. Hainrode, Kr. Grafsch. Hohenstein (nach Förtsch).

Abb. 50. 1/2. Merseburg (nach Förtsch).

Abb. 51. 1/2. Halle a. S. Klosterstraße (nach Förtsch).

eigens diesem großen Zeitraum gewidmeten und den größten Teil Mitteleuropas umfassende Karte (Abb. 52) die Germanengrenze

für die bronzezeitlichen Perioden V, III und II eingezeichnet, also für die Zeit von rund 750 bis 1750 v. Chr.

Für Periode V ist wichtig, daß sich damals, wie wir schon gehört haben (S. 6), die ersten deutlichen Spuren einer Ablösung der Ostgermanen von den übrigen Germanen bemerkbar machen, wobei die untere Oder zur Grenzscheide wird. Diese ersten Ostgermanen führen zwar die von den Vorfahren ererbten gemeingermanischen Gerätschaften der Periode IV fort, bilden sie aber in kleinen Zügen etwas anders um, als es die Westgermanen tun. Doch kann hierauf nicht näher eingegangen werden.

Die Periode IV, an sich kurz und daher überall sehr viel schwächer vertreten als die übrigen Perioden der Bronzezeit, bietet keinen besonderen Anlaß zu Bemerkungen.

Periode III zeigt gegen Periode V schon engere Grenzen der Germanen; noch mehr Periode II. Wenigstens im Osten, wo die Germanen noch nicht einmal bis zur unteren Oder vorgedrungen sind. Für die Periode II zeigt die Karte nicht nur die Grenzen des Germanengebiets, sondern gibt die besiedelten und unbesiedelten Landschaften innerhalb des gesamten Germanengebietes an. Die senkrechten Linien deuten das Gebiet der wirklich festgestellten germanischen Siedlungen der Periode II genau an. Im Westen reichen die Germanen jetzt, umgekehrt wie im Osten, sogar weiter als in Periode III, nämlich bis zur Ems. Hier kennzeichnen die schrägen Linien die Siedlungen der Kelten in Periode II, wie im Osten die wagrechten Linien die Siedlungen der Illyrier, ebenfalls nur in Periode II.

Es wird erwünscht sein, wenn ich den Verlauf der germanischen Grenzlinie der Periode II durch Angabe einiger Ortschaften, Flüsse und Gebirge der heutigen Landkarte anschaulicher mache. Die Linie beginnt im Osten an der Mündung der Peene in die Ostsee bei Wolgast und streicht südwärts über Anklam, Friedland in Mecklenburg-Strelitz, Strasburg i. U., Prenzlau, Angermünde, Eberswalde, Spandau nach Potsdam. Die anschließende Südgrenze strebt in etwas einwärts geschwungenem Bogen dem Elblaufe zu, den sie bei der Saalemündung nahe Kalbe a. S. erreicht, um von hier stromaufwärts über Bernburg a. S. bis an das Ufer der Bode zu ge-

langen und deren Unterlauf südwärts noch ein wenig zu überschreiten. Quedlinburg und Blankenburg am Harz zeigen noch offenkundig germanische Kultur, während schon die dichtangrenzenden Nachbarorte Thale und Ballenstedt ebenso ausgesprochen keltische Grabstätten bergen. Weiter läuft die Linie am Nordfuß des deutschen Mittelgebirges entlang, am Harz, Hildesheimer Bergland, Deister, an den Bückebergen, dem Wiehengebirge und der Nordwestecke des Teutoburger Waldes vorbei bis an die Ems, um nun als Westgrenze diesen Fluß abwärts der Nordsee zuzueilen.

Das von dieser Linie und der Meeresküste eingeschlossene Landgebiet war damals in hohem Grade dazu angetan, einem eigenartigen, geschlossenen und „nur sich selbst gleichen" Volke, wie die Germanen es noch zu Tacitus Zeiten waren, als Bildungsstätte, als Wiege zu dienen. Denn im Ostteil dieses Gebietes blieben seine Bewohner durch weite Ödlandschaften, im Westteile durch lückenlos sich fortsetzende, sehr breite Gebirgszüge vor jeder zu nahen, ihre Eigenart störenden Berührung mit fremden Völkern bewahrt, und dies um so mehr, als überall nach der Grenzlinie zu die Siedlungen dünner wurden, besonders nach Westen zu, wo sie an der Ems schließlich sich ganz verlieren.

Aus dem Vorstehenden erhellt auch, wie völlig verfehlt und haltlos es ist, wenn germanistische Sprachforscher immer wieder die Meinung äußern, in der nordwestdeutschen Tiefebene nördlich der Wesergebirge und im Emsgebiet hätten einst Kelten gewohnt, und dies nun gar noch im letzten Jahrtausend v. Chr.

Soweit — bis etwa 1750 v. Chr. — vermag die Archäologie den Veränderungen des Germanengebiets völlig einwandfrei nachzugehen.

Anders stellt sich die Lage in der Frühperiode der Bronzezeit, d. h. etwa um 2300 bis 1750.

Da zeigt sich zunächst eine völlige Verödung in dem großen Gebiete Nordwest- und Süddeutschlands zwischen Elbe-Saale und Rhein einerseits, zwischen Nordsee und oberer Donau anderseits. Erst westlich des Rheins und südlich der oberen Donau stoßen wir auf reichere Funde aus dieser Zeit. Damit ist jede Berührung zwischen Germanen und Kelten für diese Frühzeit ihres Bestehens als eigene Völkerschaften ausgeschlossen. Einzig ein breiter Strich auf der West-

seite von Saale und Elbe weist reiche Funde auf, freilich wie Gesamtgermanien zu dieser Zeit fast nur Bronzeschätze oder Einzelfunde von Bronzen, keine Gräber. Immerhin kann man sagen, daß etwa die östliche Hälfte des ganzen zwischen Saale-Elbe und Werra-Weser gelegenen Gebiets ebenso stark besiedelt ist wie das ostelbische Gebiet. Das könnte unter Umständen nur bedeuten, daß die Germanen das ganze Land zwischen Ems und diesem breiten Siedlungsstrich am Westufer von Saale-Elbe, das sie in Periode II ja besitzen, in Periode I noch nicht gewonnen hatten. Die Dinge liegen indes doch anders, wie ich aus dem Schluß meines Buches jetzt gleich vorwegnehmen will. Tatsächlich ist jenes Westgebiet zwischen Ems und Elbe auch in Periode I schon germanisch, wie wir später sehen werden.

Im höchsten Maße stutzen wir aber, wenn wir zweierlei Beobachtungen machen.

Die erste ist die soeben schon berührte Tatsache, daß auf dem gesamten germanischen Gebiete G r ä b e r der Periode I verschwindend selten zu finden sind, daß die wenigen Gräber, die man vielleicht noch dieser Zeit zurechnen kann, erst ganz aus dem Ende der Periode I und hauptsächlich ihrem Übergange zu Periode II stammen, und daß ihre meist wenig reichen Beigaben auch wenig kulturelle, d. h. völkische, Eigenart aufweisen. Selbst diese frühesten bronzezeitlichen Gräber machen den Eindruck, als hätten wir es noch mit entarteten spätest steinzeitlichen Gräbern zu tun, deren armseliger Ausstattung spärlichster Bronze- oder Goldschmuck hinzugefügt worden wäre.

Diesem Gräbermangel der Periode I auf germanischem Gebiete steht eine erstaunliche Gräberfülle auf dem ungermanischen Südostgebiet gegenüber. Vorzüglich ist es das östliche Mitteldeutschland nördlich und südlich des Mittelgebirges, d. h. des Ostendes des Thüringer Waldes, des Harzes, Erzgebirges, Riesengebirges, Eulengebirges und des Glatzer Kessels, also Ostthüringen, die Südhälfte der Provinz Sachsen etwa von der Breite Magdeburgs ab nebst Anhalt, der Nordstrich des Staates Sachsen, die sächsische Oberlausitz, Mittelschlesien, Nord- und Mittelböhmen, Mittel- und Südmähren, Niederösterreich und das früher ungarische, jetzt deutsch-österreichische „Burgenland“, wo diese Gräber zahlreichst auftreten und mit ihrem vielseitigen, namentlich an Nadeln und sonstigem Frauenschmuck

sowie an schönen Tongefäßen reichen, völlig einheitlichen Inhalt Zeugnis ablegen von einer dichten, in sich gleichartigen Bevölkerung. Es ist das die sogenannte Aunetitzer Kultur und Bevölkerung illyrischen Stammes. Auch im ebenfalls illyrischen Nordostdeutschland, hauptsächlich am mittleren und unteren Oderlauf, kommen ganz vereinzelt Gräber dieser Zeit vor, die wohl dürftiger ausgestattet sind als jene des Aunetitzer Hauptgebiets, aber in ihrer Art von jenen nicht abweichen. Sie reichen aber westwärts nur gerade bis an die aus der Periode II der Bronzezeit bekannte germanische Ostgrenze, also bis ins Odermündungsgebiet. Weiter westlich, auf germanischem Boden, werden sie gänzlich vermißt und höchstens durch die oben erwähnten wenigen und zweifelhaften Gräber völlig anderen Gepräges ersetzt.

Außer den Gräbern sind aber noch die der Erde anvertrauten Bronzeschätze eine Hauptquelle unserer Kenntnis des Kulturinhalts der Bronzezeit. Und dies um so mehr, da auch in den reich ausgestatteten Aunetitzer Gräbern Bronzebeigaben außer Nadeln nicht zu reichlich auftreten. Da beobachten wir eine zweite auffallende Tatsache; nämlich die, daß die reichlich vorhandenen germanischen Bronzeschatzfunde der Periode I, obwohl sie im Gegensatz zu den germanischen Gräbern reich an Inhalt sind, ebenso wenig wie die Gräber einen besonderen, eigenartigen, innerhalb Mittel- und Nordeuropas landschaftlich umgrenzten Stil vorführen. Vielmehr geht um diese Zeit eine völlig einheitliche Form der Bronzegegenstände, soweit sie aus Bronzeschätzen stammen, durch das ganze Germanenland und gänzlich unverändert auch durch das ganze Illyrierland, insonderheit durch das illyrische Ostdeutschland und mit geringen Abarten auch durch das übrige damals von illyrischer Bevölkerung eingenommene Gebiet des ehemaligen Österreich-Ungarn, nämlich die heutige Tschecho-Slowakei und Deutsch-Österreich, während in Westungarn die Schmuckformen eine Sonderstellung einnehmen. Es ist keine Frage, daß der sehr nüchterne, vielfach geradezu plumpe Stil dieser Bronzen der Bronzeschätze der Periode I ein ungermanischer, eben illyrischer Stil ist.

Beispiele dieses Stils bietet namentlich der Ringschmuck. Die Abbildungen bringen als Beleg hierfür Stücke schlesischer Bronze-

schätze aus Weisdorf, Piltsch, Glogau und eines bisher noch nicht bekannt gewordenen sächsischen Schatzes von Kiebitz zwischen Mügeln und Döbeln. Letztere Abbildungen werden der Dresdener Museumsleitung verdankt.

Der Kiebitzer Bronzeschatz war in einem groben Topf geborgen, der nur vierzig Zentimeter tief, umgeben von einer aschenähnlichen Schicht, in den Erdboden eingebettet stand. In dem Tongefäß befanden sich folgende Bronzegegenstände: zwei rundstabige, glatte Halsringe, deren weit offene, verjüngte Enden dünn aus-

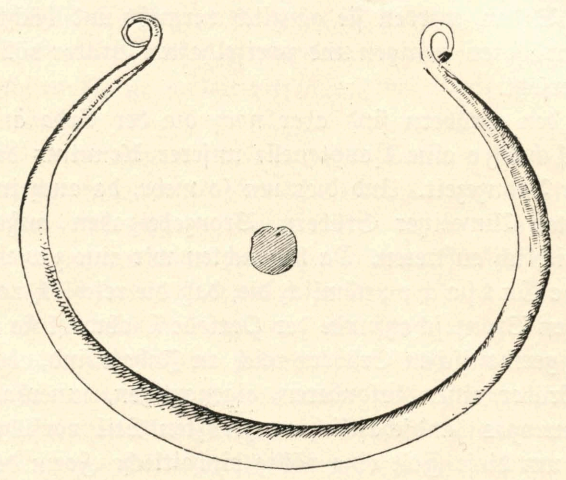


Abb. 53. ½. Weisdorf, Kr. Ohlau, Schlesien.

gehämmert und zu Ösen umgerollt sind (ähnlich wie bei Abb. 53); — zwei andere glatte Halsringe, deren weit offene Enden in dickerem Guß teils stumpf, teils — und dies ist eine sächsisch-thüringische Eigenheit — in Stempelabschluß auslaufen (Abb. 54); — sechs besonders plumpe Beinringe, die an den nur wenig verjüngten, grade abschneidenden und meist ganz eng schließenden Enden umlaufende eingeschnittene Querkanten oder erhöhte Querrippen tragen (Abb. 55; vgl. Abb. 56, im Elb- und Saalegebiet verschmelzen solche Beinringe ihre Enden gern zu völlig geschlossener Form); — eine Armspirale aus dickem rundstabigen, glattem Draht (Abb. 57); —

Abb. 54. $^{1}/_{2}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

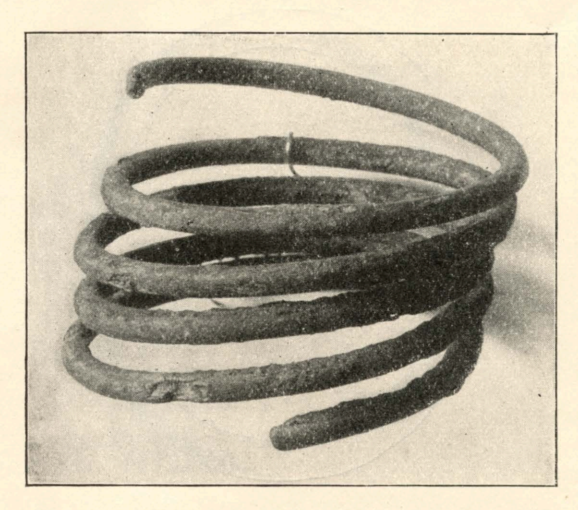


Abb. 57. $^{4}/_{5}$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

Abb. 55. Fast $^2/_5$. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.

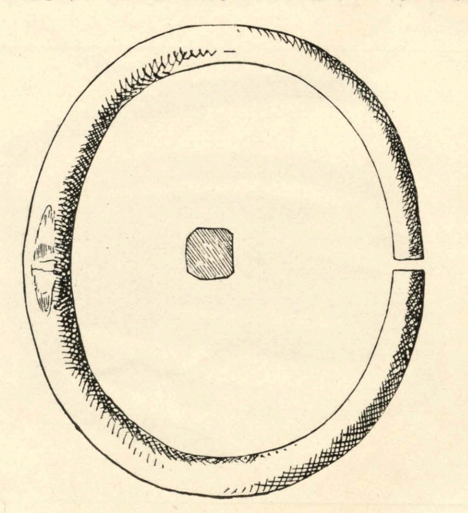


Abb. 56. $^1/_2$. Weisdorf, Kr. Ohlau, Schlesien.

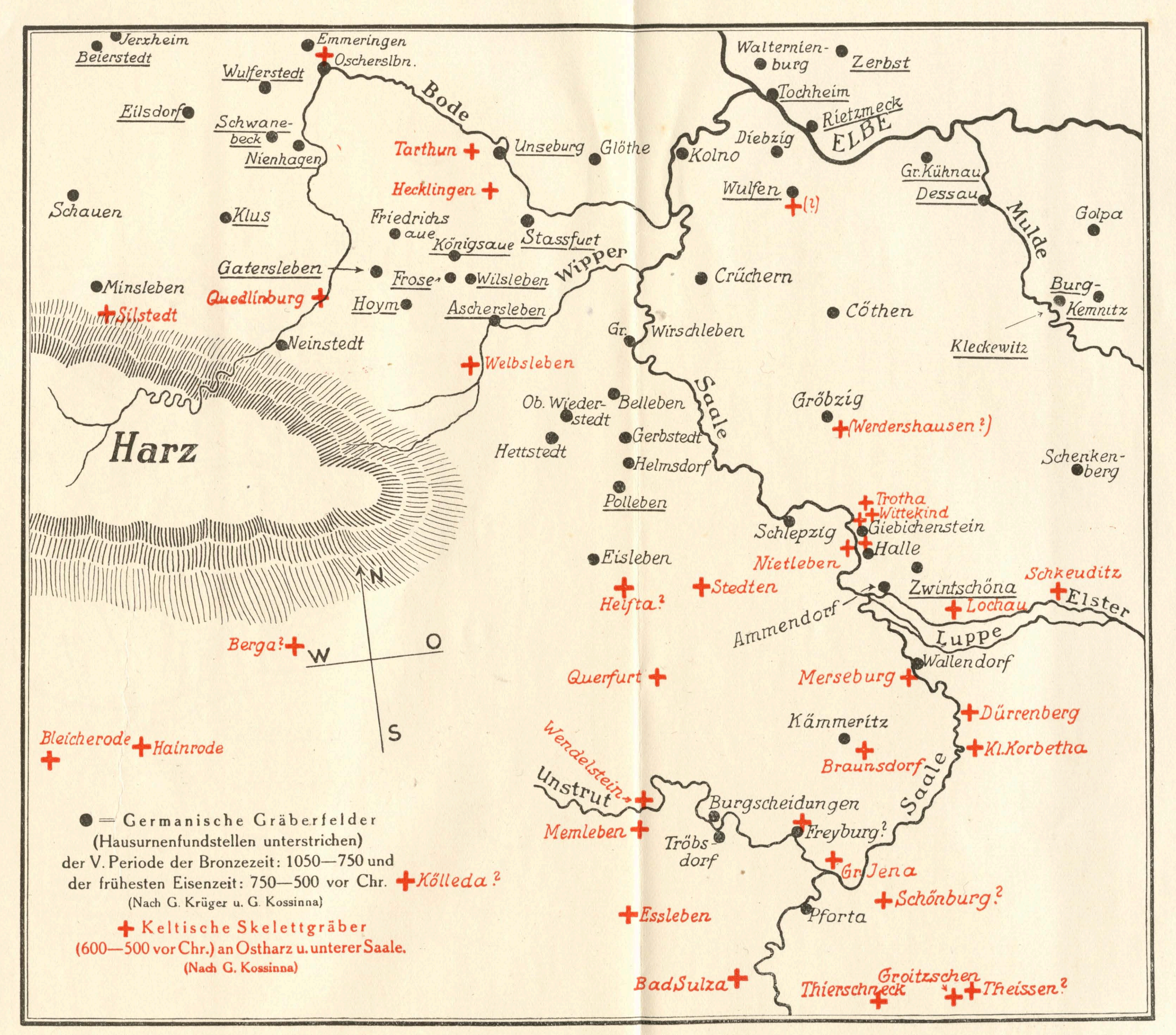

Jerxheim
Beierstedt
Emmeringen
Oschersl bn.
Wulferstedt
Bode
Eilsdorf
Schwane-
beck
Nienhagen
Tarthun
Unseburg
Glöthe
Hecklingen
Schauen
Klus
Friedrichs
aue
Königsaue
Stassfurt
Gatersleben
Frose
Wilsleben
Wipper
Minsleben
Quedlinburg
Silstedt
Hoym
Aschersleben
Neinstedt
Welbsleben
Harz
Walternien-
burg
Zerbst
Tochheim
Rietzmeck
ELBE
Diebzig
Kolno
Wulfen
(?)
Gr. Kühnau
Dessau
Mulde
Golpa
Crüchern
Burg-
Kemnitz
Cöthen
Gr.
Wirschleben
Kleckewitz
Saale
Gröbzig
(Werdershausen ?)
Ob. Wieder-
stedt
Belleben
Gerbstedt
Hettstedt
Helmsdorf
Schenken-
berg
Polleben
Trotha
Wittekind
Giebichenstein
Schlepzig
Halle
Nietleben
Eisleben
Schkeuditz
Stedten
Zwintschöna
Helfta ?
Lochau
Elster
Ammendorf
Luppe
Berga ?
W
O
N
S
Wallendorf
Querfurt
Merseburg
Dürrenberg
Kämmeritz
Bleicherode
Hainrode
Kl. Korbetha
Braunsdorf
Wendelstein
Unstrut
Saale
Burgscheidungen
Memleben
Freyburg ?
Tröbs-
dorf
Gr. Jena
Kölleda ?
Schönburg ?
Pforta
Essleben
Bad Sulza
Groitzschen
Thierschneck
Theissen ?
● = Germanische Gräberfelder
(Hausurnenfundstellen unterstrichen)
der V. Periode der Bronzezeit: 1050—750 und
der frühesten Eisenzeit: 750—500 vor Chr.
(Nach G. Krüger u. G. Kossinna)
+ Keltische Skelettgräber
(600—500 vor Chr.) an Ostharz u. unterer Saale.
(Nach G. Kossinna)

Abb. 45.

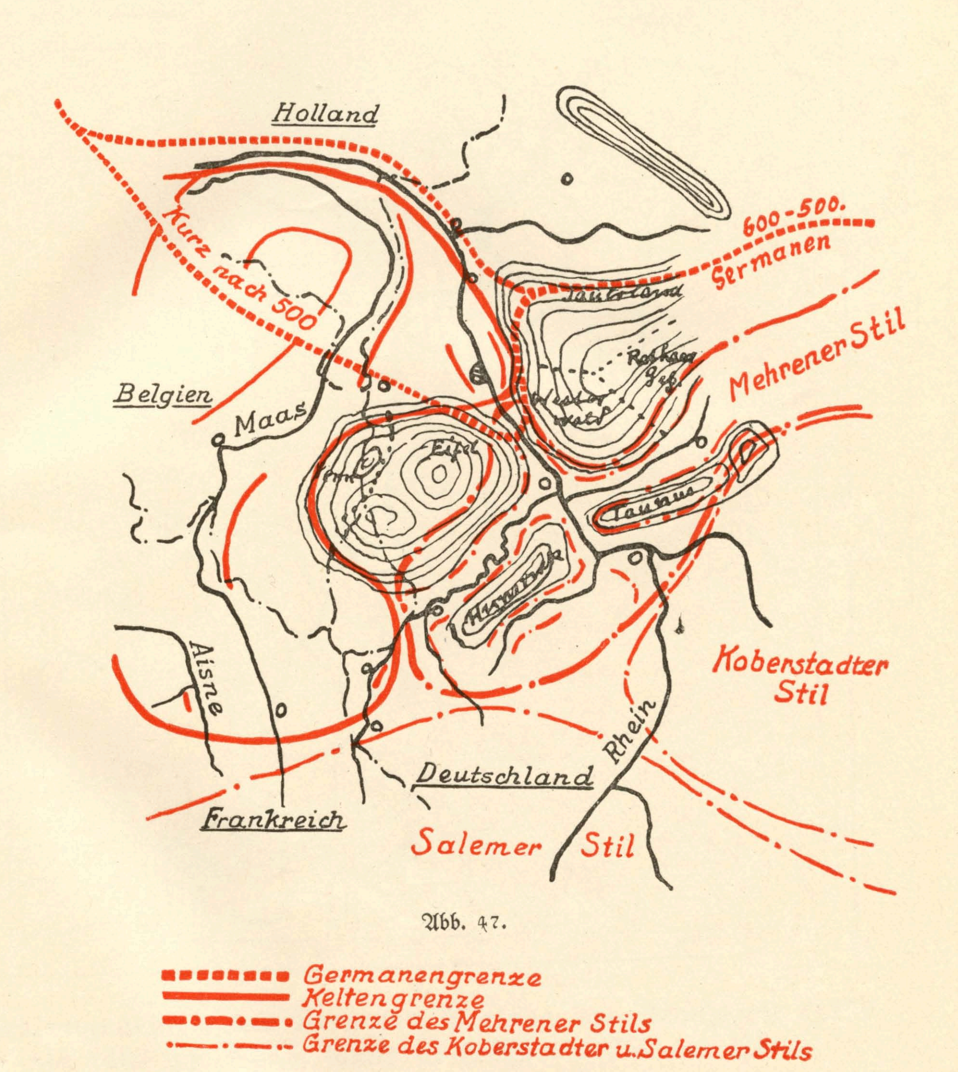


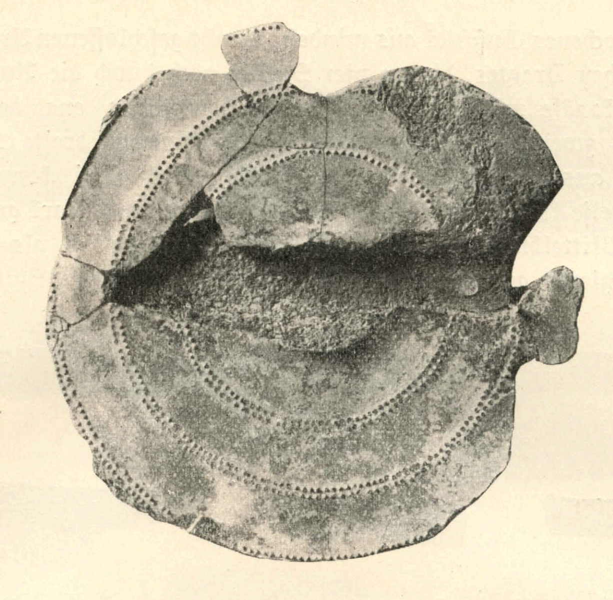
Abb. 47.

Germanengrenze
Keltengrenze
Grenze des Mehrener Stils
Grenze des Koberstadter u. Salemer Stils



Abb. 52.

Siedlungsgebiete der Germanen, Kelten und Nordillyrier in Nord- und Mitteldeutschland während der II. Periode der Bronzezeit (1750 bis 1400 vor Chr.), sowie Grenze des Germanengebiets während der Perioden III und V der Bronzezeit (1400 bis 750 vor Chr.). Gezeichnet von Gustaf Kossinna.



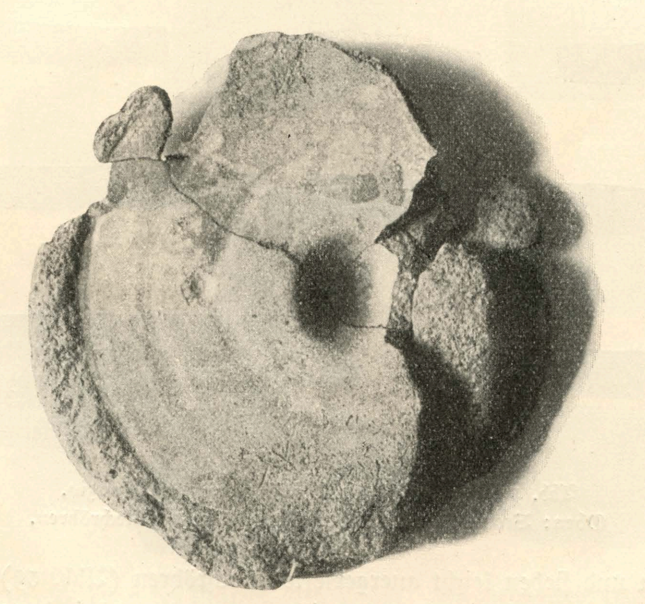


Abb. 58. 2/3. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Getriebene Bronzeflachscheibe und Erdabdruck einer zweiten.

ein zerbrochenes Gußstück aus mindestens acht geschlossenen Armringen des gleichen Drahtes, die an vier Stellen noch durch die Ausfüllung der Gußkanäle mit Bronzemasse manschettenartig eng verbunden sind; — zwei kreisrunde, elfeinhalb Zentimeter breite Schmuckscheiben aus papierdünnem Blech, die durch drei konzentrische Doppelkreise kleiner getriebener Buckelchen und einen stark gewölbten großen Mittelbuckel verziert sind und wahrscheinlich als Gürtelverschlußzierde gedient haben (Abb. 58); — fünfzehn Spiraldraht-

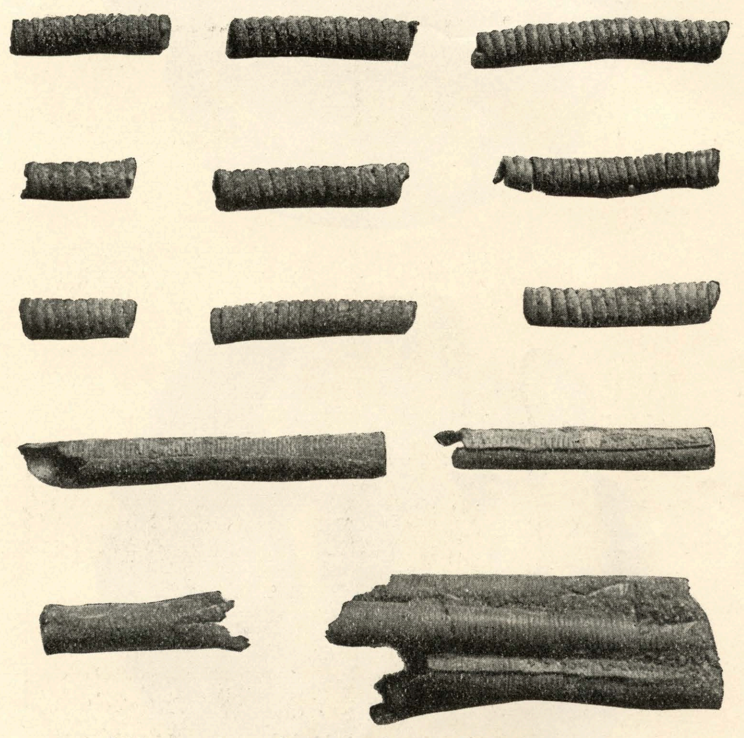


Abb. 59. 5/6. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Oben: Bronze-Spiralröllchen; unten: Bronze-Blechröhren.

röllchen und sieben leicht quergeriefte Blechröhren (Abb. 59), beides bestimmt, zu Halsketten aufgereiht zu werden, bei denen diese Bronzeröllchen und Bronzeröhrchen mit Bernsteinperlen abwechsel-

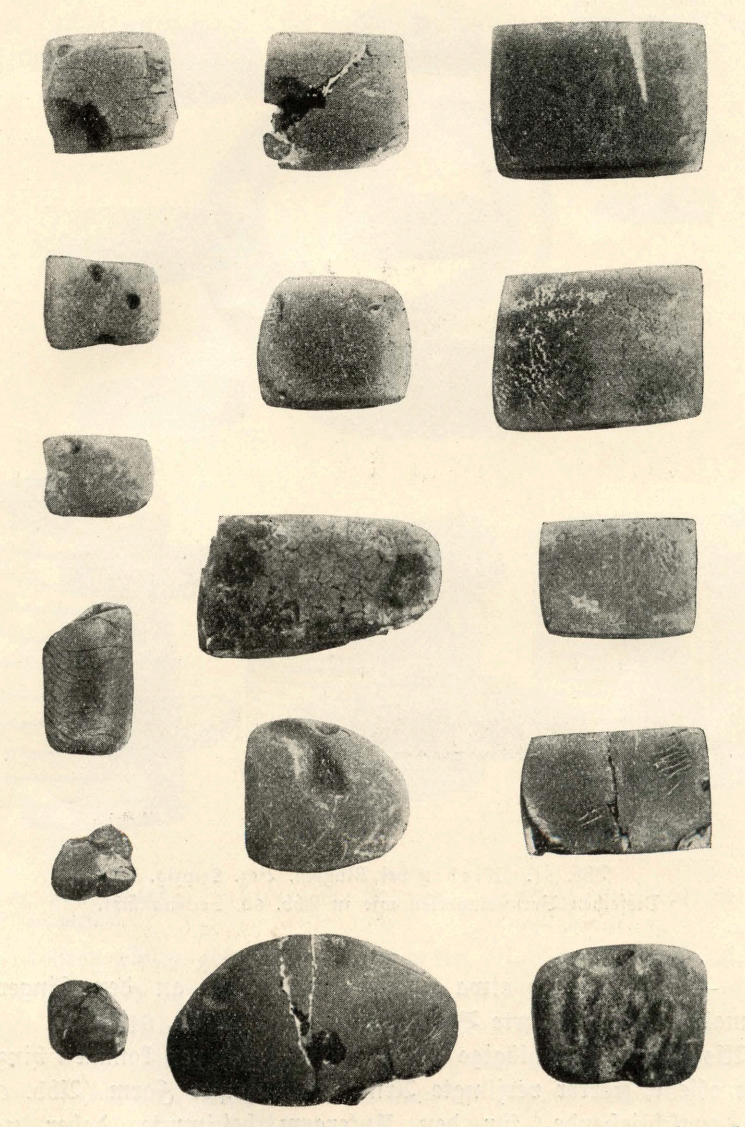


Abb. 60. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig. Bernsteinperlen, Vorderansicht.

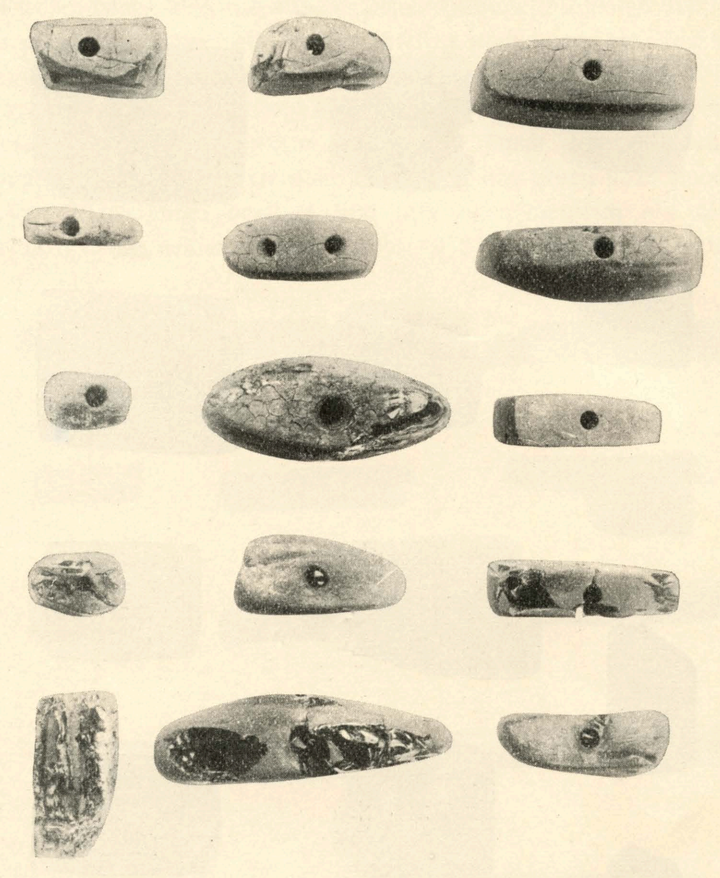


Abb. 61. Kiebitz bei Mügeln, Bez. Leipzig.
Dieselben Bernsteinperlen wie in Abb. 60, Seitenansicht.

ten; — endlich noch etwa zwanzig rechteckige, an den längeren Schmalseiten durchbohrte Bernsteinperlen (Abb. 60, 61).

Als weitere einschlägige ostdeutsche Bronzetypen kommen hinzu: weit offene, stärker verjüngte Armringe plumper Form (Abb. 62) und engschließende, für den Unterarm bestimmte, daher nach oben hin erweiterte längere Spiraldrahtröhren, wovon der Kiebitzer Fund nur ein auseinandergezogenes Bruchstück (Abb. 57), der

Piltscher Fund aber ein gut erhaltenes, noch engschließendes Stück bietet (Abb. 63). Wird eine solche geschmiedete Armspirale durch einfachen Guß hergestellt, bekommt sie das Aussehen der in Abb. 64

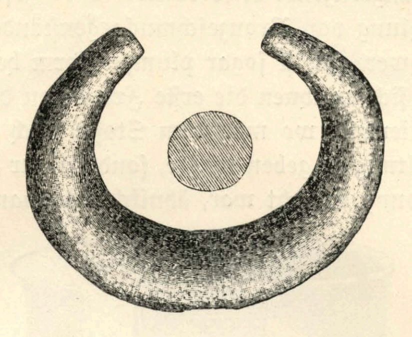
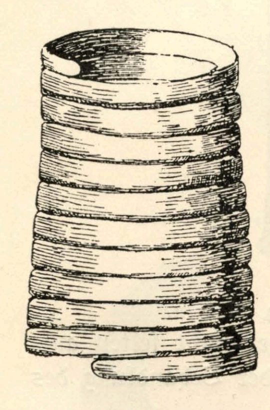
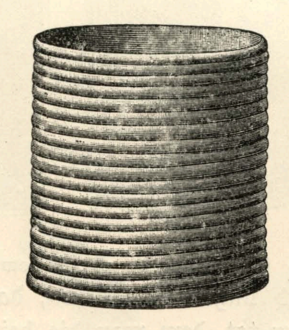


Abb. 62. 1/2. Schonen, Schweden.





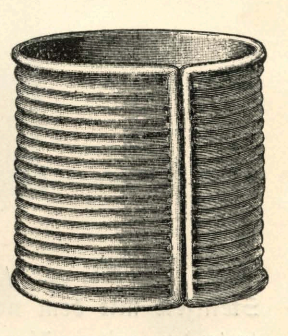


Abb. 63—65.

Piltsch, Kr. Leobschütz Oberschlesien. Velisch, Böhmen. Glogau, Niederschlesien.

dargestellten völlig geschlossenen gerippten Manschette. Diese Armbandform wird dann aber bald in der Weise gefälliger und praktischer gestaltet, daß sie einen durchlaufenden Schlitz erhält, der das Stück etwas elastischer macht, und daß die Randrippen verstärkt werden (Abb. 65). Endlich glättet man die Rippen völlig aus, stellt das Stück aus dünnem Bronzeblech her, das nur an den Rändern leicht aufgebogen wird, und kann nun die Außenwandung, namentlich die offenen Enden, mit eingeschlagenem Muster in dem ganz am

Schluß der Periode I aufkommenden einfachen, aber nicht reizlosen Ornamentstil verzieren. Solche jüngste Manschettenart ist auf Südmähren und das angrenzende Niederösterreich eingeschränkt (Abb. 66).

Diese Aufzählung von Bronzeschmuckgegenständen der Periode I, die sich durch schwere, meist sogar plumpe Form hervortun, mag genügen. Es zeigt sich an ihnen die erste Freude an der neu kennen gelernten Metallegierung, wo man dem Stoffe noch nicht die ihm zukommende Gestaltung zu geben wußte, sondern nur auf eine möglichst massige Verwendung bedacht war, ähnlich wie man es am Ende der

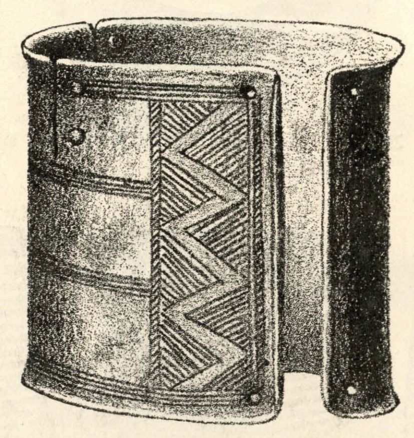


Abb. 66. 1/2. Tieschan bei Gr.-Seelowitz, Mähren.

Steinzeit mit dem noch ungemein teueren, daher recht selten auftretenden reinen Kupfer tat, dem man die bei der Behandlung des Steins gewohnten schweren Formen gab.

Unsere Aufzählung hat größtenteils nur solche Bronzetypen ausgewählt, die mit geringer Veränderung und, wo es angebracht war, mit eingeschlagenen Ziermustern ausgeschmückt in der Periode II der illyrischen Bronzezeit fortleben. Da finden wir dieselben, nur noch massiver gegossenen Halsringe mit nun nicht mehr geschmiedeten, sondern in plumpem Guß ausgeführten Ösenenden, entweder schlicht oder geschmückt mit einem für diese Zeit kennzeichnenden Muster, dem sogenannten Wolfszahnornament (Abb. 67). Dieses Muster zeigt mehrere nebeneinandergestellte, oft sehr lange, schmale Dreiecke, die mit dichter Längsstrichelung gefüllt sind, und

setzt sich oft an die beiden Ränder eines breiten Bandes an, das aus Querfurchen besteht und wie ein Gurt um den runden Ringkörper herumläuft.

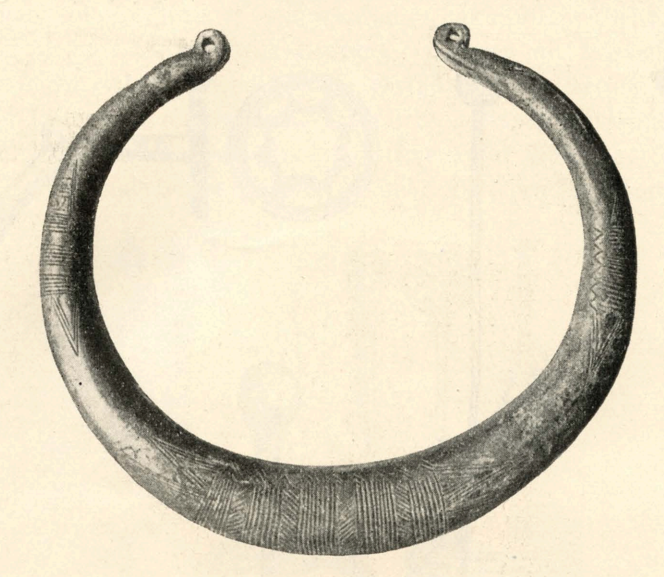
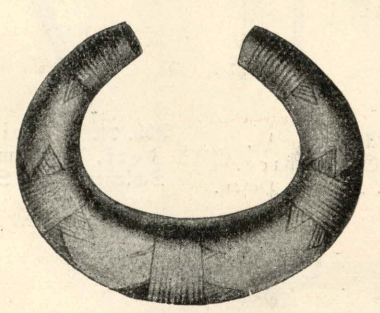


Abb. 67. 1/2. Rossenthin, Kr. Kolberg, Hinterpommern.



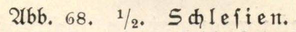


Abb. 68. 1/2. Schlesien.

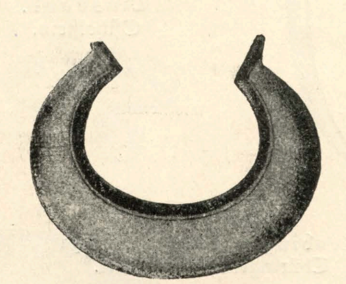


Abb. 69. 1/2. Schlesien.

Dieselbe Verzierung findet sich jetzt an den schweren, weit offenen, stark verjüngten Armringen, die wir ebenfalls aus der Periode I schon kennen (Abb. 62), sei es daß sie wie früher stumpf in geradem Abschnitt endigen (Abb. 68), oder daß aus den ebenfalls schon in Periode I erscheinenden pfotenartigen Enden nunmehr richtige Huf-

eisenstollen sich entwickeln (Abb. 69), die sich dann auch bei den Halsringen einstellen. Ebenso erscheinen die schweren ovalen Beinringe (Abb. 55) jetzt teils unverändert in offener oder geschlossener Form,

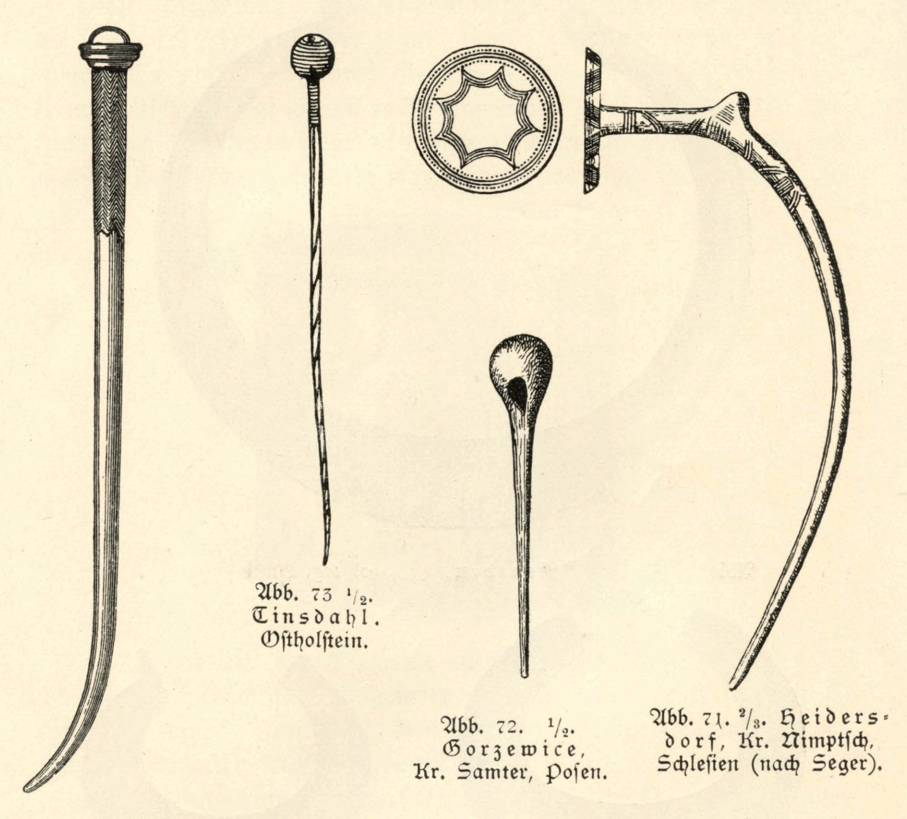


Abb. 73 $^{1}/_{2}$. Tinsdahl. Ostholstein.

Abb. 72. $^{1}/_{2}$. Gorzewice, Kr. Samter, Posen.

Abb. 71. $^{2}/_{3}$. Heidersdorf, Kr. Nimptsch, Schlesien (nach Seger).

Abb. 70 $^{1}/_{1}$. Leubingen, Kr. Eckartsberga Thüringen. Goldnadel.

teils mit dem beschriebenen Wolfszahnornament in geschlossener Form; so in dem großen Schatzfund von Rossenthin, Kreis Kolberg, des Berliner Staatsmuseums.

Weiter finden wir die Drahtarmspiralen (Abb. 62, 57) wieder, nur daß sie jetzt mehr aus plattgeklopftem Draht hergestellt sind. Dieser Typus verbreitet sich vom illyrischen Gebiet freilich auch auf

germanisches; daß er aber den Germanen im Grunde fremd ist, zeigt sich daran, daß er in Periode II nur im Ostgebiete der Germanen auftritt, in Mecklenburg und Seeland, sehr viel seltener schon in der Uckermark und in Jütland, und überhaupt gar nicht in Westbrandenburg, Schleswig-Holstein und Provinz Hannover mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Lüneburg. Die gerippten Manschetten der Periode I erscheinen nunmehr als schmälere gerippte Armbänder mit abgerundeten Enden (vgl. das ungarische Stück Abb. 74, Nr. 14). Auch die Ösennadeln der Periode I (Abb. 70) leben fort, doch ist bei

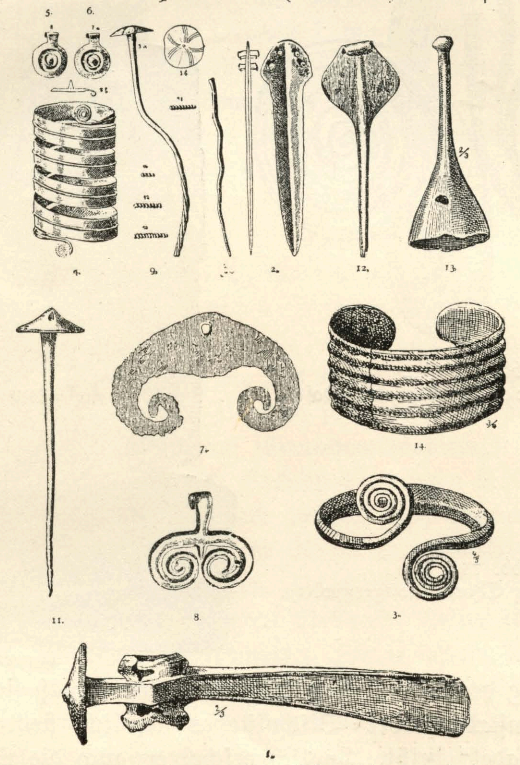


Abb. 74. Bronze-Typen der Periode II der Bronzezeit in Ungarn.

1. Streitaxt; 2. Dolch; 3. Armband mit Endspiralscheiben; 4. Beinspiralband mit Mittelgrat und Endspiralscheiben; 5., 6. konzentrisch gerippte Halsband-Anhänger-Scheiben mit Mittelspitze und Oberöse; 7., 8. Anhönger; 9.—12. Nadeln; 13. hütchenförmiger Anhänger; 14. längsgeripptes Armband. Die bei Nr. 1, 3, 13, 14 in Bruchzahlen beigesetzten Maßangaben sind auf die Hälfte verkleinert zu denken; die übrigen Nummern haben ganz ungleichmäßigen Maßstab.

ihnen die vorher über dem Kopf befindliche Öse nun unterhalb der Kopfscheibe, so in Ungarn (Abb. 74, Nr. 9) oder gar bis auf den Hals herabgesunken, wie bei dem ostdeutschen Typus (Abb. 71). Dasselbe gilt von den Nadeln mit durchbohrtem Kopf (Abb. 72, 73). Unverändert erscheinen weiter die Nadeln mit leicht eingerolltem Kopfe, von denen eine besondere Abart am Ende der Periode II eine eigenartige

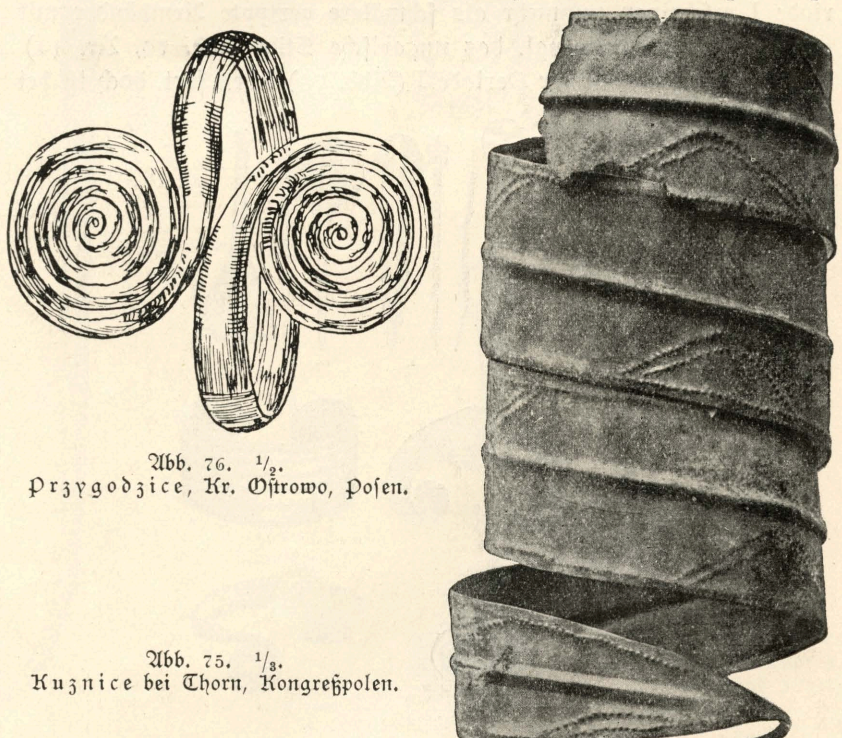


Abb. 76. 1/2.
Przygodzice, Kr. Ostrowo, Posen.

Abb. 75. 1/3.
Kuznice bei Thorn, Kongreßpolen.

Herabbiegung des Kopfes und Halses erfährt, so daß sie der Gestalt eines Hirtenstabes oder Bischofstabes ähnlich sieht und daher „Hirtenstabnadel" heißt. Endlich erscheinen auch die Spiralröllchen und Blechröhrchen unverändert weiter (Abb. 59) und in Ungarn die halbmondförmigen, an den Spitzen eingerollten Anhänger (Abb. 74, Nr. 7, 8).

Doch auch neue Formen schafft die illyrische Zivilisation der zweiten Periode der Bronzezeit, zum Teil im alten Stile: so

die breitbandigen Unterschenkelspiralen aus Blech mit starkem Mittelwulst und mit von rückwärts her eingeschlagenen Buckelchenreihen, die im Zickzack laufen, an beiden Enden mit großen Spiraldrahtscheiben geziert (Abb. 75, 74, Nr. 4). Auch an einfacheren Beinringen (Abb. 76) und Armringen (Abb. 74, Nr. 3) finden sich solche großen Endspiralscheiben, Formen, die man Fuß- und Armbergen zu nennen pflegt.

Von alldem gibt es auf germanischem Gebiet nichts, höchstens in den Grenzgebieten dies oder jenes Einfuhrstück. Wie anders war es dagegen in der Periode I, wo an der Hand der Fundstücke sich kein Unterschied auf illyrischem und germanischem Gebiete feststellen läßt, es sei denn der, daß solche Bronzeschätze je weiter nach Norden und Westen um so seltener werden. In Schleswig-Holstein und in Dänemark fehlen sie schon fast ganz, erst recht naturgemäß in Schweden. Schon diese Tatsache spricht dafür, daß die Schätze der Periode I ins germanische Norddeutschland vom illyrischen Ostdeutschland her eingeführt worden sind.

Und doch haben die Germanen schon während der Periode I einige wenige Bronzetypen selbständig geschaffen, ausschließlich aber auf dem Gebiete der Waffen. Dazu gehört die besondere grade gestreckte und ziemlich schlanke Form der Randbeilklingen (Abb. 77), während auf illyrischem Gebiete teils diese germanische, teils die besonders in Sachsen-Thüringen beheimatete auftritt, die stark geschweifte Ränder besitzt. Auf germanischem Gebiete entwickelt sich außerdem eine Abart von Beilklingen mit in der Mitte eckig geknickten Rändern. Dazu gehört weiter eine Dolchart mit schmaler Klinge, über deren Mitte ein starker Wulst entlang läuft, mit angegossenem stabförmigen, quergerieften, selten glatten Griff und etwas gewölbtem Knauf (Abb. 78). Ein vierter germanischer Typ ist eine besondere Art des Stabdolchs, jener aus Spanien hergekommenen Waffe, die man noch besser „Dolchaxt" nennen würde, deren sehr langer stabförmiger Schaft wie bei Äxten und Beilen im rechten Winkel zur Klinge steht. In Deutschland begegnet sie zufrühst im Saalkreise, wo sie halbrunden Nacken aufweist. Bei den Germanen allein erhalten diese Äxte nicht nur einen meist mit der Klinge durch gemeinsamen Guß vereinigten Bronzeschaftkopf, wie er schon bei dem

Saalkreistyp Regel ist, sondern sogar einen vollständigen Bronzeschaft. Außerdem hat der Schaftkopf hier als Besonderheit stets einen spitzen dreieckigen Nacken und gern auch eine stufenweise vorspringende

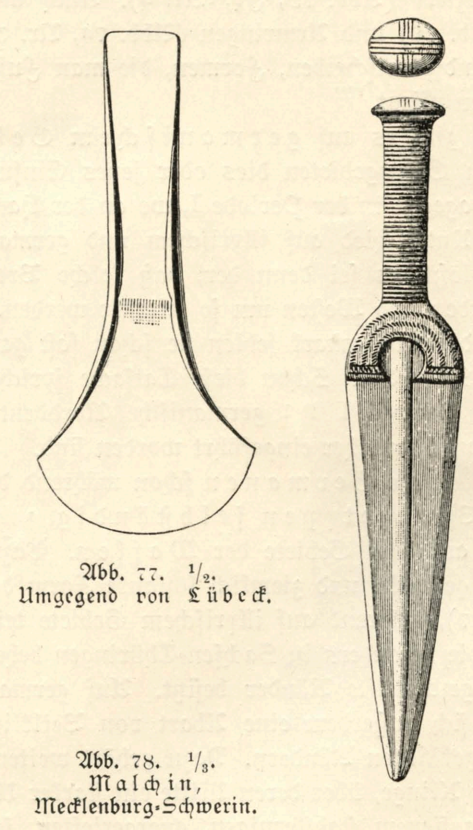


Abb. 77. 1/2.
Umgegend von Lübeck.

Abb. 78. 1/3.
Malchin,
Mecklenburg-Schwerin.

Überkragung als Schaftknauf (Abb. 79, 80). Auf dem nördlichen Teil des illyrischen Gebietes, wo diese germanische Form eindringt, wird der Schaftkopf dahin verändert, daß er den dreieckigen Nacken verliert und gerade abgeschnitten wird. Endlich erscheint ganz am Schlusse der Periode I noch eine besondere germanische Bronzeaxt mit Schaftloch, die eine Fortführung der ähnlichen Steinäxte ist. Seltener bleibt sie unverziert; gewöhnlich bekommt sie eine Ausschmückung mit teils ganz kurzen, teils sehr langen schräggestrickelten Dreiecken,

dem schon beschriebenen Wolfszahnornament, wie ein nach illyrischem Gebiet ausgeführtes Stück besonders schön zeigt (Abb. 81).

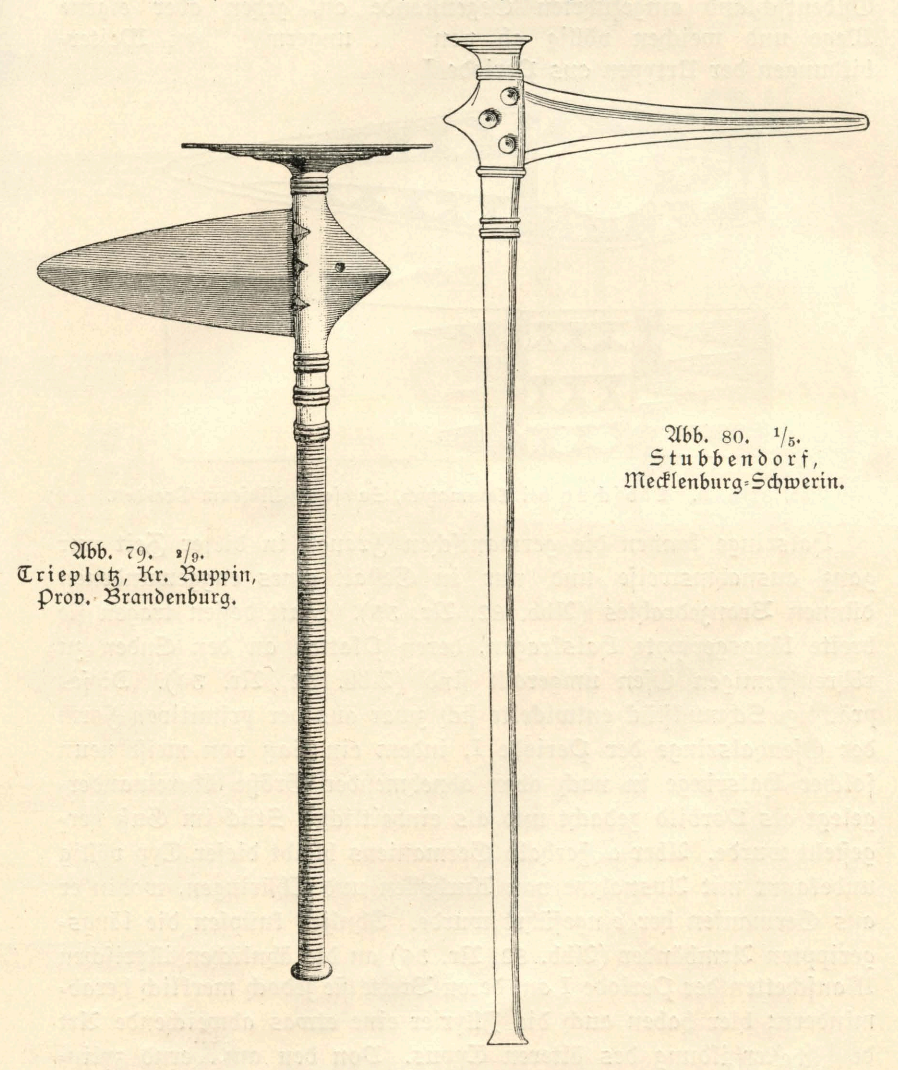


Abb. 79. 2/9. Trieplatz, Kr. Ruppin, Prov. Brandenburg.

Abb. 80. 1/5. Stubbendorf, Mecklenburg-Schwerin.

Wir sprachen schon davon, daß die germanische Kultur der Bronzezeit, die erst in der Periode II ihre volle Entfaltung und ihren geradezu verblüffenden Aufschwung gewinnt, in der Hauptsache

eigene Typen schafft. Nur wenige, und zwar nur solche weiblichen Schmucks, knüpfen an die Formen der in Periode I aus dem fremden Ostdeutschland eingeführten Gegenstände an, gehen aber eigene Wege und weichen völlig ab von den ungermanischen Weiterbildungen der Urtypen aus Periode I.

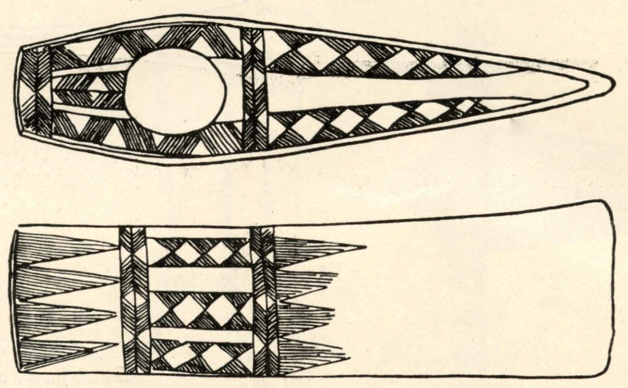


Abb. 81 a, b. Löbschütz bei Lommatzsch, Sachsen. Museum Dresden.

Halsringe kennen die germanischen Frauen in dieser Zeit nur ganz ausnahmsweise und nur in Gestalt eines enggewundenen dünnen Bronzedrahtes (Abb. 82, Nr. 35). Statt dessen tragen sie breite längsgerippte Halskragen, deren Platten an den Enden zu röhrenförmigen Ösen umgerollt sind (Abb. 82, Nr. 34). Dieses prächtige Schmuckstück entwickelte sich zwar aus der primitiven Form der Ösenhalsringe der Periode I, indem ein Satz von meist neun solcher Halsringe in nach oben abnehmender Größe übereinandergelegt als Vorbild gedacht und als einheitliches Stück im Guß hergestellt wurde. Aber außerhalb Germaniens bleibt dieser Typ völlig unbekannt mit Ausnahme von Kurhessen und Thüringen, wohin er aus Germanien her eingeführt wurde. Ähnlich knüpfen die längsgerippten Armbänder (Abb. 82, Nr. 36) an die ähnlichen illyrischen Manschetten der Periode I an, deren Breite sie jedoch merklich herabmindern; hier haben auch die Illyrier eine etwas abweichende Art der Weiterbildung des älteren Typus. Von den annähernd zylindrischen Armspiralen erwähnten wir schon (S. 57), daß sie wie in Periode I, so in Periode II in Germanien im Grunde ein fremder Typ blieben. Auch den herrlichsten Frauenschmuck dieser Zeit, die reich-

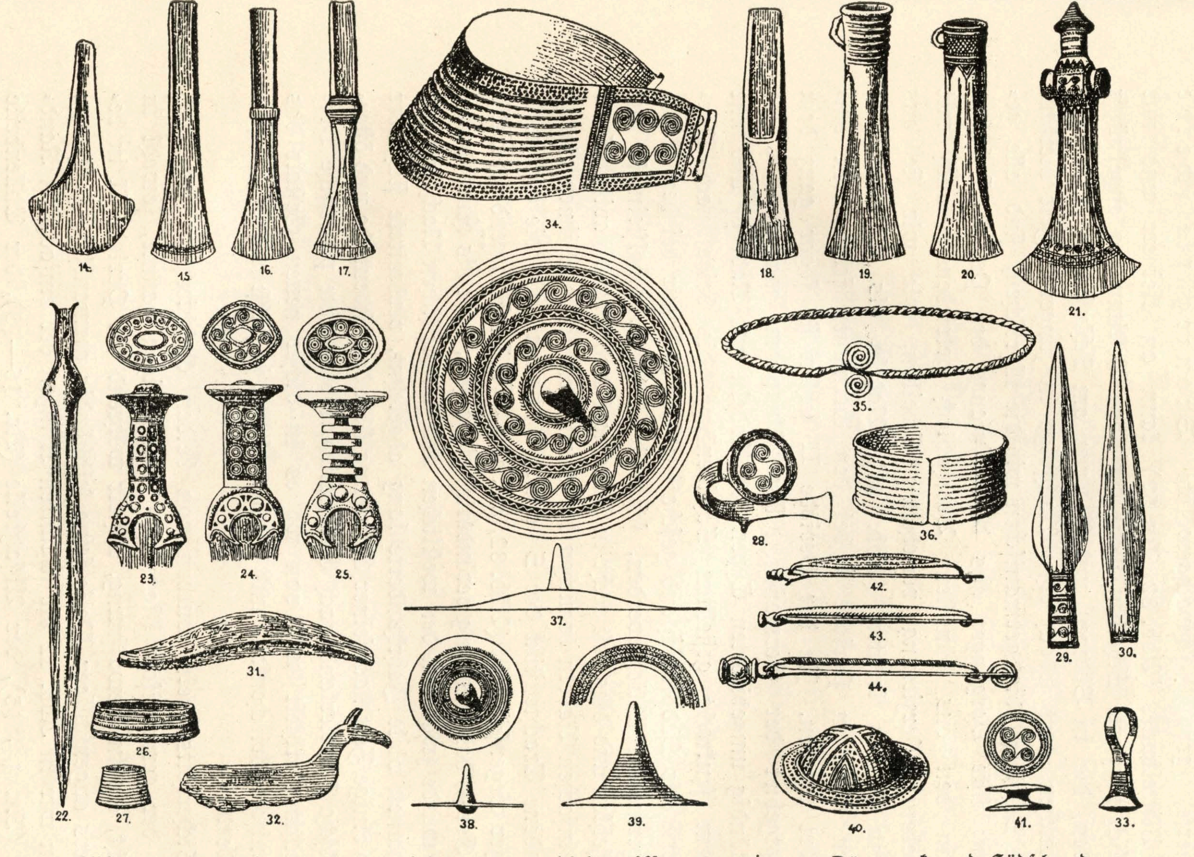


Abb. 82. Typen der zweiten Periode germanischer Bronzezeit aus Dänemark und Südschweden.

Männlich: 14—20. Beilklingen; 21. Prunkaxt; 22—27. Schwerter und Schwertscheiden-Ortbänder; 28. Gürtelhaken; 29, 30. Lanzenspitzen: 31. Säge; 32. Rasiermesser; 33. Haarspange; 40. Schwertriemenbuckelzier; 41. Riemen-Doppelknopf.

Weiblich: 34. Halskragen; 35. Halsring; 36. Armband; 37. Gürtelplatte; 38, 39. Gürtelschmuck; 42—44. Gewandnadeln (Fibeln).

verzierte, große, schwachgewölbte Bronzegürtelscheibe mit Mittelbuckel (Abb. 82, Nr. 37) kann an kleinere und nur ärmlich verzierte Scheiben wohl derselben Bestimmung angeknüpft werden, die in Böhmen und Mähren am Schlusse der Periode I auftauchen, dort jedoch ohne Nachfolge in jüngerer Zeit bleiben. Diese Scheiben, die germanischen wie die illyrischen, sind alle gegossen; ihre Vorgänger aus dem Anfange der Periode I haben sie in den aus dünnstem Bronzeblech getriebenen, auch mit getriebener Verzierung versehenen Scheiben, wie wir sie aus Kiebitz kennen lernten (Abb. 58). Nadeln als Toilettengerät waren schon in Periode I bei den Germanen sehr selten eingeführt worden. In der Periode II fehlen sie sogar ganz dem Hauptgebiet der Germanen. Eine Ausnahme machen nur die selbständig umgebildeten Typen der Nadeln mit Radkopf und mit großem senkrecht gestellten Scheibenkopf, die beide nach Vorläufern aus Süddeutschland geschaffen sind und nur bei den Nordwestgermanen üblich werden, schon in Schleswig-Holstein so gut wie fehlen und dies erst recht in Dänemark und Skandinavien. Statt der einfachen Nadeln brauchen die Germanen das von ihnen eigens erfundene Trachtenstück der Sicherheitsnadel, die ein zweiteiliger Gegenstand ist (Abb. 82, Nr. 42—44). Dieses unendlich wichtige Gerät, das in wenig veränderter einfacher Form bis heute weiter lebt, wurde zwar von den westlichen und südwestlichen Nachbarn der Germanen viele Jahrhunderte lang abgelehnt, verbreitete sich aber schon einige Zeit nach seiner Erfindung über das ostdeutsche und österreichische Illyrierland nach Oberitalien, wo es eine praktische Vereinfachung erhielt und von wo es in dieser neuen Gestalt das mykenische Griechenland und Kreta eroberte, ja selbst nach Kleinasien wanderte.

Sicherheitsnadeln wurden von beiden Geschlechtern getragen. Was der germanische Mann sein Sondereigen nannte, sowohl in Tracht, als in Bewaffnung, erhielt während der Periode II in besonders augenfälliger Weise seine selbständig germanische Formung. Sehen wir in Abb. 82 die schlanken Klingen der einfacheren Randbeile (Nr. 14, 15), der Absatzbeile (Nr. 16—18), der Tüllenbeile (Nr. 19, 20), der Prunkäxte (Nr. 21), der Schwertgriffe und Knäufe

(Nr. 24, 25) mit den zugehörigen Bronze-Ortbändern der Holzscheide (Nr. 26, 27), Schwertriemenknöpfen (Nr. 41) und Zierbuckeln (Nr. 40), so stellt die Forschung fest, daß hier keine Spur einer Entlehnung, einer Anknüpfung an Fremdes zu erkennen ist. Dasselbe gilt von den beiden Arten der Lanzenspitzen (Nr. 29, 30), von dem Gürtelhaken (Nr. 28), dem Rasiermesser mit Pferdekopfgriff (Nr. 32), endlich der Haarzange (Nr. 33), die sich auch nur in Männergräbern findet. Den schönen Schwung der Form aller dieser Geräte kann man in Abb. 82 wenigstens bei der Mehrzahl notdürftig wahrnehmen. Ihre ganze Feinheit und Schönheit aber, der hochentwickelte Geschmack ihrer Verzierung leuchtet nur aus solchen Abbildungen hervor, wie sie mein Buch: „Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft" (4. Auflage, 1925) in großer Fülle darbietet.

Zur Ergänzung dieses Bildschatzes seien nur noch zwei Gegenstände derselben Zeit hinzugefügt, die sich öfter in Männergräbern fanden, die diesseits und jenseits der früheren deutsch-dänischen Grenze in Schleswig-Holstein und Jütland geöffnet worden sind: Hügelgräber mit Bestattungen in Eichbaumsärgen, die durch die ausgezeichnete Erhaltung fast ihres vollen Inhalts uns Kenntnis geben von Vielerlei, was sonst nirgend auf uns gekommen ist. So namentlich von der Mannes- und Frauentracht. Zur Ausstattung des vornehmen Mannes gehörte auch eine große, schöngeformte Holztasse, in deren Boden ein achtzackiger Stern eingebrannt war, sowie umlaufende Bänder in den Oberkörper und ähnliche Muster in den reizvoll geschwungenen, an den Rändern ausgeschnittenen Henkel. Alle diese eingebrannten Verzierungen sind an ihren Säumen dichtest mit kleinen Zinnstiftchen besetzt. Das andere Gerät ist ein Faltstuhl aus Holz (Abb. 83). Seine beiden Beinpaare werden in der Mitte durch je einen durchgeschlagenen Bronzebolzen zusammengehalten, der zur Hälfte viereckig, zur Hälfte rund gestaltet ist. Hierdurch wurde die Festigkeit der Fügung wesentlich erhöht, ohne daß dabei die Leichtigkeit der Handhabung, die Beweglichkeit des Geräts litt. Schon dieser kleine Zug zeigt das hohe technische Wissen der germanischen Kunsthandwerker. An den Enden der die vier Beinstäbe verbindenden wagrechten Längsstäbe befinden

sich acht reichverzierte Bronzekapseln. Dazu tragen die oberen Kapseln noch eine Seitenöse für die Aufnahme von Riemen, die sich unter dem Sitzleder des Stuhles kreuzten, wo sie durch zwei vierkantige schräg-

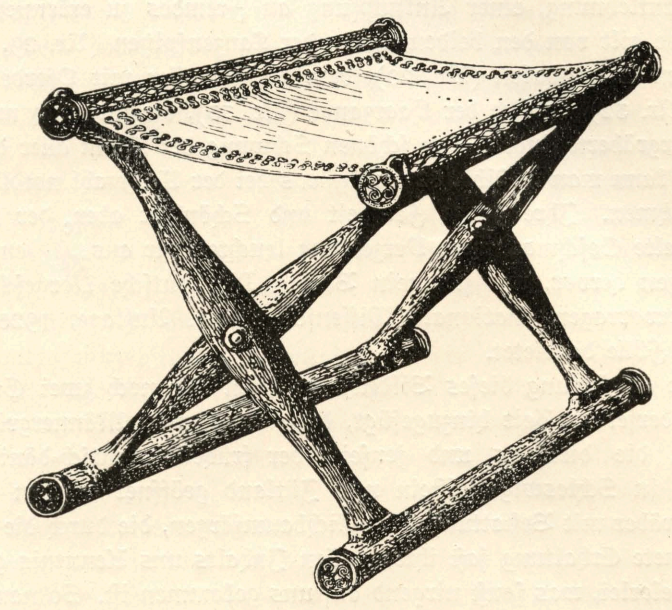


Abb. 83. Etwa 1/5. Bechelsdorf, Fürstentum Ratzeburg. Rekonstruktion.

gerichtete Röhren einer dicken Bronzescheibe liefen. Durch Hin- und Herschieben der Bronzescheibe ließen sich die Schnüre loser und fester gespannt stellen und ihre Spannung mit der des Ledersitzes in Übereinstimmung bringen. Das Sitzleder ist an den Rändern mit Bronzespiralen besetzt, deren Endspitzen durch das Leder greifen und auf seiner Unterseite umgebogen sind. Diese in Europa einzigartigen Klappstühle haben Ähnlichkeit mit Klappstühlen aus Syrien und Ägypten, die derselben Zeit angehören; doch weichen letztere in vielem, vor allem im Stoffe, von den germanischen ab, die schon durch die Bronzekapseln mit ihrer echt germanischen Spiralzier sich als eine einheimische Arbeit und Erfindung erweisen. Törichterweise sprach man bei Gelegenheit der Ausbeutung des Grabes des ägyptischen Königs Tutanchammon in Zeitungen viel davon, daß

ägyptische Thronsessel auch in germanischen Gräbern zum Vorschein gekommen wären.

Aus allem, was über die Bronzezeitperiode I und II auf germanischem und illyrischem Gebiete ausführlich dargelegt worden ist, wird klar geworden sein, daß wir erst in Periode II von einer ausgesprochenen germanischen Bronzekultur sprechen können, und daß in Periode I die Bronzen des germanischen Gebiets in der Hauptsache illyrischen Stil zeigen, größtenteils auch illyrische Arbeit sind.

Wir haben demnach auf siedlungs- und kulturarchäologischem Wege keine Möglichkeit, über die Periode I hinwegzukommen. Diese Periode verhüllt uns die Grenzen des Germanengebietes, sie ist jene Barre, jenes Hindernis der Anwendung meiner Methode, auf das ich in den einleitenden Ausführungen dieses Buches als möglicherweise eintretend hinwies.

Zunächst erscheint dies Hindernis unüberwindlich. Wir müssen also das Ding umdrehen und von der anderen Seite betrachten. Wir müssen von rückwärts her, von der ältesten Urzeit unserer Bevölkerung aus in die jüngeren Zeiten herabsteigen und sehen, ob wir die scheinbar uneinnehmbare Festung der Periode I von jener Seite her erobern können. Tun wir das jetzt.

2. Germanen und Indogermanen.*

Die Germanen gehören, wie deutsche Forschung schon vor mehr als hundert Jahren (Franz Bopp, 1816) erkannt hat, zu den indogermanischen oder arischen Völkern und sind wie diese alle notwendig hervorgegangen aus einem landschaftlich verhältnismäßig eng umgrenzten indogermanischen oder arischen Urvolk. Allgemein bekannt ist, daß die Sprachforschung, beirrt durch den Trugspiegel des Orients, viele Jahrzehnte lang Innerasien als Urheimat der Indogermanen angesehen hat, wie wir das in den Schulen gelernt haben und wie dort heute noch vielfach gelehrt wird, wenn von solchen entlegenen, humanistisch nicht zu erfassenden und humanistisch noch weniger zu verwertenden Dingen überhaupt dort geredet wird.

Doch die Rassenkunde im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie und in ihrem Gefolge besonders eindrucksvoll überzeugend die vorgeschichtliche Archäologie traten der Sprachforschung entgegen, indem sie teils Nordeuropa, d. h. Skandinavien, teils richtiger das Küstengebiet des südwestlichen Ostseewinkels, also nur Südschweden, Dänemark und die Dänemark nächst benachbarten norddeutschen Küstenprovinzen als indogermanische Urheimat nachwiesen.

Die Sprachforschung gab dann ihren Irrtum auf, trat zunächst für Europa im allgemeinen ein und konnte endlich, besonders unter Beihilfe der Pflanzen- und Tiergeographie, sogar enger umgrenzte Gebiete Europas als Urheimat erkennen. Sie stellte fest, daß die Bezeichnungen gewisser Waldbäume, die nur in Europa oder nur in Nordeuropa oder Nordwesteuropa vorkommen, dennoch bei allen indo-

* Zu diesem Kapitel ist zu vergleichen mein Buch: Die Indogermanen. Ein Abriß. I. Das indogermanische Urvolk. Leipzig 1921.

germanischen Völkern ganz Europas und Vorderasiens in Gebrauch sind. Aber dort, wo diese Waldbäume fehlen, sind jene Bezeichnungen auf andere Bäume übertragen worden. Das indogermanische Urvolk muß also aus jener Gegend stammen, wo diese Bäume einst beheimatet waren.

So erweisen die Gleichungen aller indogermanischen Sprachen für die Namen der Eiche Europa im allgemeinen als Urheimat. Die Gleichungen für Buche und Eibe schränken die Urheimat auf das Gebiet westlich der Linie Königsberg—Odessa ein, denn östlich dieser Linie fehlen diese beiden Bäume vollständig.

Die Namen für Aal und Lachs, also Tiere, die nur in den nordischen Meeren erscheinen, und weiter die gleichen Namen für „Meer", für „schneien" und für nur drei der vier Jahreszeiten, nämlich Winter, Frühling, Sommer, lassen endlich nur Nordeuropa einschließlich der deutschen Nordsee- und Ostseegebiete zu. Sprachliche Gegengründe gegen die Annahme der Gebiete um die Ostsee als Urheimat der Indogermanen sind zwar später noch aus den Bezeichnungen für die Schildkröte und für die Waidpflanze, jenes uralte Blaufärbemittel, und aus dem angeblichen Fehlen dieser beiden Dinge in der frühesten Vorzeit Nordeuropas hergeleitet worden, konnten aber von der Archäologie sofort widerlegt werden.

Immer bleibt die Sprachforschung in dem Nachteil, daß sie weder nach Raum, noch nach Zeit zu genauen und bestimmten Angaben und Antworten vorzudringen vermag, was nur der vorgeschichtlichen Archäologie im Verein mit der vorgeschichtlichen Anthropologie vergönnt ist. Im allgemeinen verzichtet darum die neueste Sprachforschung darauf, aus sich heraus das genauere Gebiet der Urheimat feststellen zu wollen. Sie bescheidet sich vielmehr dahin, die älteste Lagerung der indogermanischen Einzelvölker zueinander nach der ersten Zerteilung des indogermanischen Urvolks als die weitest zurückliegende Stufe anzusehen, zu der ihre Forschungsmittel gelangen können.

Die neueste Karte über die erste Zerteilung des indogermanischen Urvolks in die indogermanischen Einzelvölker (Abb. 84), ausgeführt von dem schwedischen Professor

K. F. Johansson, zeigt jedoch, daß die Sprachwissenschaft für sich allein auch hier nur zu ganz allgemeinen, ziemlich unsicheren Ansetzungen vordringen kann. Erst die Archäologie ist es, die hier die

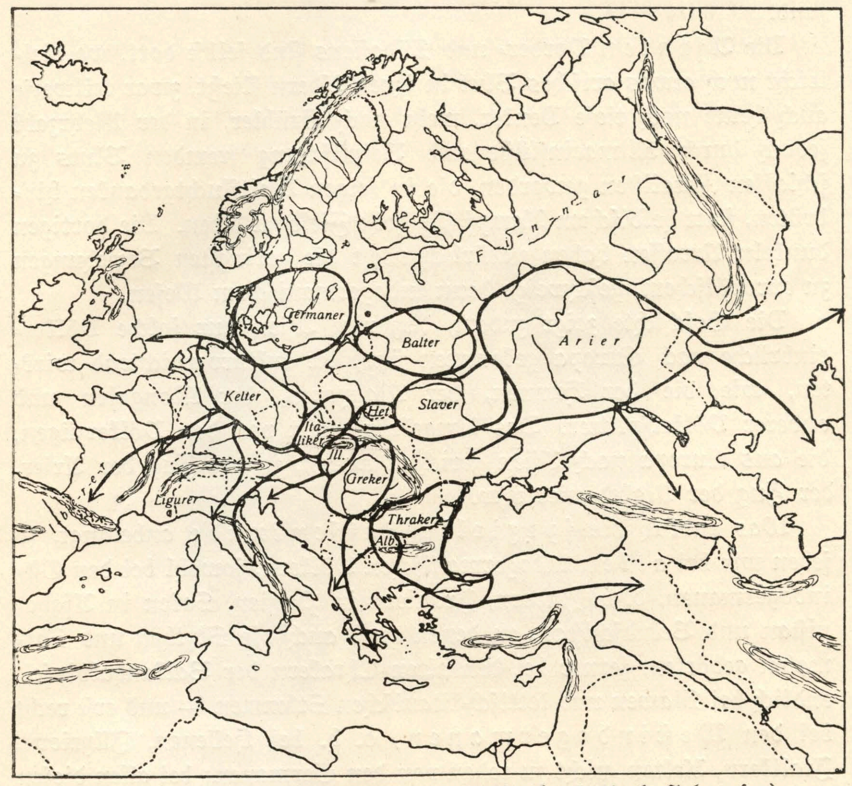


Abb. 84. Ursitze der indogermanischen Völker (nach K. F. Johansson).

Landschaftsgebiete sicherer zu umgrenzen und vor allem auch ganz bestimmte Zeitangaben für jene frühen Vorgänge der Völkerbildungen zu ermitteln vermag. Der Archäologe wird die Ansetzung der Germanen, der Kelten, der Jllyrier, Hethiter, Arier und der Jtaliker, wie sie diese Karte zeigt, mehr oder weniger beanstanden müssen.

Weit schlagender als die Schlüsse der Sprachforschung in der Frage der Urheimat, ob Asien oder Europa, sind die Überlegungen, welche die **Völkerkunde** einschließlich der allgemeinen **Rassenkunde** an die Hand gibt.

Die Ur-Indogermanen müssen ein hervorragend kräftig veranlagtes, ruhelos tätiges, beständig schöpferisches Volk gewesen sein, das nur im stürmischen Kulturfortschritt Genüge und Befriedigung fand.

Die Asiaten Vorder- und Südasiens sind selbst dort, wo vielleicht noch etwas arisches Blut in ihren Adern fließt, zwar teilweise auch heute noch tiefe Denker, mehr noch Grübler, in der Mehrzahl jedoch durch Klimaeinflüsse und Beimischung fremden Bluts zu schlaffen Fatalisten geworden, die in feigen Weltfluchtgedanken hinbrüten, statt heldischem Kampf für hohe Ziele zu leben. Die dortigen dunkeln Urrassen haben natürlich nicht die geringsten Beziehungen zu europäischem, geschweige denn indogermanischem Wesen.

Die Geschichte zeigt zudem, daß von Asien nur solche Völkereinbrüche nach Europa gekommen sind, die kulturvernichtend wirkten, wie die der Hunnen, der Magyaren, der Mongolen und anderer Völkersplitter. Das Umgekehrte gilt von den Völkerzügen, die aus Europa nach Asien gerichtet waren, so der Zug der Arier, der Zug der Makedonier usw.

Was endlich die spezielle Rassenkunde anbelangt, so sehen wir bei allen indogermanischen Völkern, sowohl bei den Ostindogermanen, d. h. Indern, Iraniern in Persien, Saken in Afghanistan und Beludschistan, zu denen einst auch die Skythen und Sarmaten gehörten, ferner bei den alten Thrakern der Balkanhalbinsel, endlich bei Slawen und lettisch-litauischen Stämmen — und erst recht bei den Westindogermanen, d. h. bei Hellenen, Illyriern, Italikern, Kelten, nicht zu reden von den Germanen: bei allen diesen Völkern, sage ich, sehen wir im Altertum ein bedeutendes Hervortreten zum Teil sogar Vorherrschen des nordischen Rassenstammes. In beschränktem Maße sehen wir dies noch an den heutigen Nachkommen jener Völker, in sehr viel stärkerem Maße aber vernehmen und erschließen wir es aus literarischen Nachrichten frühgeschichtlicher Zeit. Am deutlichsten naturgemäß bei den Völkern, die die älteste schriftliche Überlieferung besitzen, insonderheit bei den Griechen.*

* Eingehendere Ausführungen über diesen hier nur kurz behandelten Stoff habe ich in einer besonderen Abhandlung gegeben: Der „nordische" Körpertypus der Griechen und Römer (Deutscher Volkswart. I. Leipzig 1914, S. 265—272).

Hier hören wir nicht nur davon, sondern können es mit eigenen Augen sehen. Denn hier werden unsere geschichtlichen Kenntnisse unterstützt und ergänzt durch die Bildhauerkunst.

Lichte Haut, Blondheit, Blauäugigkeit, Schmalgesichter und Langköpfe finden wir bei den Griechen in überraschender Fülle.

Besonders bei den führenden Schichten der Bevölkerung: beim hohen Adel, bei den Patriziern, bei den Kriegern und freien Bürgern und sehr kennzeichnend bei den Göttergestalten.



Abb. 85. Perserkopf des sidonischen Sarkophags. Museum Konstantinopel. (Photographie von F. Bruckmann, München.)

Auch die Perser werden von den griechischen Geschichtsschreibern als große, kräftige Leute von stolzer Erscheinung geschildert, und blond, schmalnasig, langgesichtig erscheinen sie z. B. an dem berühmten sogenannten „Alexander"-Sarkophag aus Sidon in der Darstellung einer der Schlachten, in denen Alexander der Große das Heer des Perserkönigs Dareios besiegte (Abb. 85) und ebenso in dem Parallelbilde der Löwenjagd Alexanders in Gemeinschaft persischer Großen.

Eine Idealfigur Alexanders, der sogenannte Alexander Rondanini in München, ein Werk des attischen Künstlers Leochares, zeigt ihn als antike Siegfriedsgestalt in vollkommen germanischem Gelock.



Abb. 86. Kopf der Bildsäule Alexanders d. Gr. aus Magnesia am Berge Sipylos. Museum Konstantinopel.

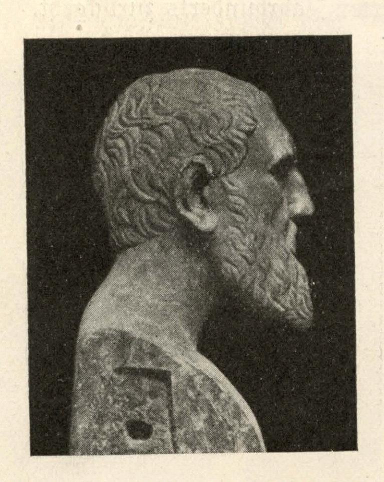
Der echt nordische Langschädel mit starker Auswölbung des Hinterkopfes tritt am besten hervor in der Seitenansicht der Statue Alexanders aus Magnesia am Berge Sipylos in Kleinasien (Abb. 86).

Die Büsten des Redners Lysias aus dem fünften Jahrhundert besitzen ebenfalls langes Gesicht, schmale Nase, hohe, schräg gewölbte Stirn und wieder besonders den oben flachen Schädel mit dem schräg abfallenden, unten kuppelig abgesetzten Hinterhaupt des langen Kopfes. Die nordische Kopfform leuchtet hier darum so stark hervor, weil Lysias in höherem Alter als Kahlkopf dargestellt worden ist. — In unübertrefflicher Weise sehen wir die nordische Gesichts- und Schädelbildung trotz des dichten, nordisch leicht gewellten Barts und Haupthaares bei den Büsten des um 300 v. Chr. blühenden Philosophen Zenon, des Stoikers (Abb. 87, 88).

Noch im ersten Jahrhundert v. Chr. erscheinen dieselben Eigenschaften der Kopfbildung: schmale Nase, langes Gesicht, langer, oben

flacher Schädel bei dem Philosophen Poseidonios von Rhodos, dem Geschichtschreiber der Kimbernkriege.

Nicht anders als bei den männlichen ist es bei den weiblichen Bildern. Aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt eine Herme



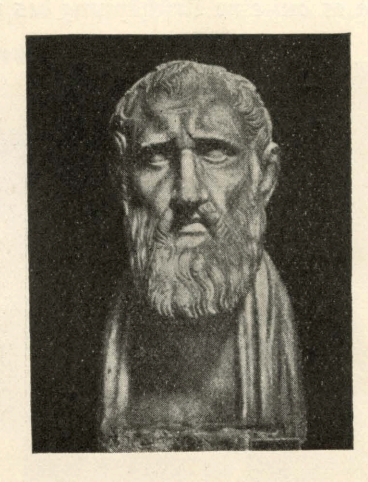


Abb. 87, 88. Büsten des Zenon (in Kopenhagen und Neapel).

der Aspasia von Milet, der geistvollen Gattin des Perikles, von der wir wissen, daß sie blond war, und daß ihr Großäugigkeit nachgerühmt wurde, jenes Schönheitszeichen, das bei Homer stets als Stierblick bezeichnet wird. Sie ist besonders langgesichtig.

Auch wo bei den Bildwerken aus der Zeit höchster Blüte griechischer Kunst die Bemalung jetzt ganz vergangen ist, zeigt die Körperbildung der Göttinnen völlig nordische Erscheinungen. Das gilt in hervorragendem Maße von dem allerberühmtesten Bildwerk des Altertums, welches das höchste Entzücken der Zeitgenossen erregte, von der knidischen Aphrodite des Praxiteles. Wir kennen zwar nicht ihr Urbild, doch ist eine diesem nahestehende Nachschöpfung bester griechischer Zeit in dem Kopfe der Sammlung v. Kauffmann auf uns gekommen (Abb. 89). Ihre Gesichtszüge in Vorder- und Seitenansicht, der Kopf in der Seitenansicht, das üppige, leicht gewellte Haar führen hier eine beredte Sprache. Ganz nordisch ist auch der Ausdruck unnahbarer Keuschheit, den diese Züge atmen, die Vereinigung mädchenhafter Anmut mit göttlicher Würde.

Und das Gleiche gilt von der Aphrodite von Melos (Abb. 90), die eine schon etwas reifere Schönheit verkörpert, in leiblicher wie geistiger Hinsicht. Hoheitsvolle Erhabenheit beseelt auch noch dies Werk eines Künstlers des zweiten Jahrhunderts v. Chr., da es auf eine Urschöpfung des vierten Jahrhunderts zurückgeht.

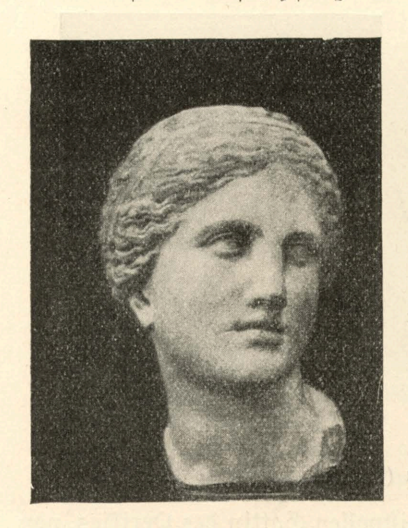




Abb. 89 a, b. Knidische Aphrodite aus Tralles in Karien.
Sammlung R. von Kauffmann, Berlin.

Berühmte Beispiele nordischer Erscheinungen sind die kleinen Gewandfiguren aus dem Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., die sog. Tanagrafiguren, deren Bemalung stets blondes Haar und blaue Augen aufweist. Ganz besonders gut erhalten ist die Bemalung auch bei zwei kleinen Schöpfgefäßen des vierten Jahrhunderts v. Chr., die 1869 in der griechischen Kolonie Phanagoria auf Taman an der Straße von Kertsch am Schwarzen Meer einem Grabe enthoben wurden. Rosigste Hautfarbe, himmelblaue Augen und goldenes Gelock schmücken die an jenen Gefäßen ausgeführten Büsten der Aphrodite in der Muschel und der besonders anmutigen Sphinx.

Das Zentrum der blonden Rasse ist nun bekanntlich Nordeuropa, und zwar alle Lande um die Ostsee herum. Hier also — westlich des

Meridians von Königsberg nach den Schlüssen der Sprachforschung — ist die Heimat der Indogermanen zu erkennen.

Woher kam nun das indogermanische Urvolk in dies während der Eiszeiten unbewohnbare Gebiet? Zu dem Begriff „Volk" gehört ein abgeschlossenes, mehr oder weniger dicht besiedeltes Landgebiet von annähernd einheitlicher Kultur und Sprache.



Abb. 90. Aphrodite von Melos.

Über die Sprache einer so frühen Vorzeit können wir freilich nur durch verbindende Beobachtung von Tatsachen Schlüsse ziehen, die aber selbst bei größter Vorsicht mehr oder weniger unsicher bleiben werden. Dagegen vermittelt die Archäologie klare Anschauungen über festausgeprägte Kulturen scharf umgrenzter Landschaften genau bestimmter Zeiten. Und Hand in Hand mit ihr geht die Anthropologie und die vor- und frühgeschichtliche Rassenkunde. Diese beiden Wissenschaften Archäologie und Anthropologie müssen wir also vor allem zu Rate ziehen.

Zunächst wollen wir nun zu ermitteln suchen, was die vorgeschichtliche Rassenkunde über die Ahnen der ältesten nordischen Bevölkerung aus der Spätstufe der Eiszeit oder Alt-Steinzeit uns sagen kann und welches Licht hiervon auf die nordische Bevölkerung der jüngeren Steinzeit fällt. Ein letzter Teil des Buches soll dann auf archäologischem Wege an der Hand der Kulturhinterlassenschaft der nordischen Bevölkerung die Entwicklung dieser Bevölkerung von ihren frühesten Anfängen bis zu dem Punkte verfolgen, da die Germanen als Sondervolk aus ihr hervorgehen.

3. Entstehung der nordischen Rasse.

Wir halten uns hier nicht mit dem Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg auf, dem ältesten bis jetzt auf der Erde bekannten Menschenrest, der einer Art Vormensch angehört: Palaeoanthropos „Altmensch" nennen ihn die Anthropologen. Er stammt aus der Mitte der Zwischeneiszeit, die zwischen den beiden großen Eiszeiten liegt, in die man, das System vereinfachend, neuestens die gesamte Eiszeitepoche einteilt. Ebensowenig beschäftigen wir uns mit der später folgenden Neanderthalrasse, die aus dem älteren Teile der Altsteinzeit (Paläolithikum) stammt, d. h. aus dem Ende der Zwischeneiszeit und der ersten Hälfte der letzten Eiszeit: das ist der „Urmensch", Homo Primigenius. Wir besprechen vielmehr an erster Stelle den Homo sapiens, den schon weit vorgeschrittenen, körperlich wie geistig hochstehenden Menschen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit aus der zweiten Hälfte der letzten Eiszeit, den Schöpfer jener bewundernswerten und neuerdings so allgemein bekannt gewordenen Höhlenzeichnungen und Höhlenmalereien, sowie Vollskulpturen und Reliefbilder Südfrankreichs und Spaniens, dessen Herkunft und plötzliches Erscheinen noch nicht voll geklärt ist.

Bei der Betrachtung von Rasseschädeln ist es unerläßlich, mit den wichtigsten Maßverhältnissen des Gehirns- und des Gesichtsschädels vertraut zu sein, insonderheit zu wissen, was die Begriffe Lang- und Kurzschädel, Lang- und Breitgesicht bedeuten. Für diejenigen Leser, die mit dem Inhalt dieser Begriffe nicht voll vertraut sind, bemerke ich, daß die Länge eines Gehirnschädels gemessen wird durch eine Linie, die von der Mitte des zwischen den Augenbrauenbögen befindlichen Stirnteils bis zum hervorragendsten Punkte des Hinterhauptes läuft. Und zwar muß der Schädel hierbei so gestellt sein, daß die

Verbindungslinie des tiefsten Punktes des Augenhöhlenrandes mit dem Oberrande der Ohröffnung genau wagrecht liegt. Die auf diese Weise gemessenen Schädel heißen Langschädel, wenn ihre größte Breite weniger als vier Fünftel der Länge beträgt; Kurzschädel dagegen, wenn ihre größte Breite vier Fünftel der Länge oder noch darüber beträgt. Vier Fünftel sind achtzig Prozent; man nennt den Prozentsatz Index und spricht also von einem Schädel, der einen Längenbreiten-Index von 80, 75, 70 usw. hat.

Man setzt das Längenmaß oder das Breitenmaß des Gehirnschädels auch in Verhältnis zu seiner Höhe. Diese wird gemessen durch eine Linie vom Vorderrande des in der Grundfläche des Schädels befindlichen Hinterhauptloches bis zum Scheitel, und zwar senkrecht zu der vorher beschriebenen Horizontalebene des Schädels. Im allgemeinen kann man sagen, daß Langschädel meistens niedrig zu sein pflegen, Kurzschädel dagegen hoch. Man vergleiche die Seitenansichten in Abb. 114 und Abb. 127.

Ebenso bestimmt man die Gesichtslänge. Sie wird von der Nasenwurzel bis zum Kinn gemessen und zur Jochbogenbreite in Beziehung gesetzt: eine Gesichtslänge von neun Zehntel der Jochbogenbreite oder Index 90 und darüber nennt man lang oder schmal. Beträgt die Gesichtslänge weniger als neun Zehntel der Jochbogenbreite, so liegt bei einem Index von 85 bis 89,9 ein mittellanges, bei einem Index unter 85 ein breites oder niedriges Gesicht vor. Fehlt der zum Schädel gehörige Unterkiefer, was oft der Fall ist, so muß man sich mit dem Maß des Obergesichts begnügen, das von der Nasenwurzel bis zur Mitte des unteren Randes des Oberkiefers, dem sogenannten Prosthion, gemessen wird, ohne die Zähne. Dieses Maß ist nicht ganz so zuverlässig, weil sich zu einem niedrigen Oberkiefer oft ein hoher Unterkiefer gesellt und umgekehrt ebenso.

Da beim Gehirnschädelmaß die Vergleichslinie, die Schädelbreite, stets kleiner ist als die Schädellänge, so müssen hohe Indexzahlen hier Kurzschädel anzeigen; umgekehrt bedeuten beim Gesichtsschädel hohe Indexzahlen stets Langgesichter, da die Vergleichslinie, die Jochbogenbreite, fast stets länger ist als die Gesichtslänge.

Unter den Rassen des jüngeren Teiles der Altsteinzeit kommen für uns namentlich zwei in Betracht: Die Cromagnon-Rasse und die

Aurignac-Rasse. Die Cromagnon-Rasse gilt bei manchen Anthropologen nur als Stammvater der Mittelmeerrasse. Einen Vertreter der mittelländischen Rasse gibt Abb. 91, und zwar der

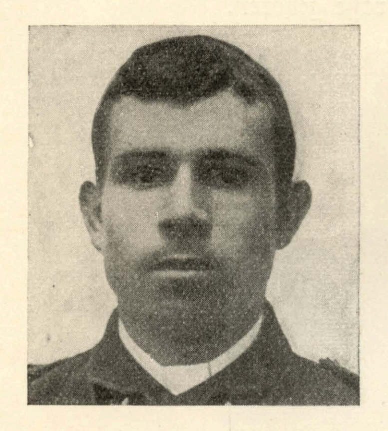



Abb. 91, a, b. Sizilianer aus Palermo.
Rein dunkelfarbig; Kopfinder 77 (nach W. Ripley).

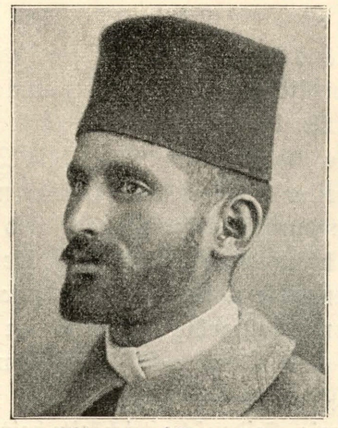


Abb. 92. Algerier.
Mittelländische Rasse mit negerhaftem Einschlag (nach Günther, Rassenkunde).

breitnasigen Abart; außerdem zeigt dieser Sizilianer einen gewissen negerhaften Einschlag, wie er bei dieser Rasse häufiger zu beobachten ist. Dies ist ebenso der Fall bei einem Algerier (Abb. 92), der aber,

wie auch die Südfranzösin (Abb. 93), die schmalnasige Abart der Mittelmeerrasse darstellt. Die Südfranzösin hat in ihrer spitz zulaufenden Nase einen Zug, der besonders den Hamiten Nordafrikas eigen ist, die auch zur Mittelmeerrasse gehören.



Abb. 93. Südfranzösin aus Arles (nach Günther, Rassenkunde).

Von der mittelländischen Rasse will ich hier nur bemerken, daß sie zwar, wie die nordische, langköpfig mit ausladendem Hinterhaupt und schmalgesichtig ist, letzteres oft noch stärker ausgeprägt, als bei der nordischen Rasse. Doch steigt bei ihr die Stirn weniger zurückgeneigt, vielmehr steiler gewölbt an. In vollem Gegensatz zur nordischen Rasse ist sie dunkelfarbig in Haar und in den eigentümlich glänzenden Augen, bräunlich in Haut, dabei klein gewachsen, schlank und zierlich, während die nordische Rasse zwar auch schlank, aber groß und kräftig, sowie hellfarbig ist. Auch im Charakter zeigen sich scharfe Gegensätze: gegenüber nordischer Schwerblütigkeit, ernster Ruhe, Verschlossenheit und Gemütstiefe steht südliche Bewegungsfreudigkeit und Grazie, Leidenschaftlichkeit, heitere Lebensfreude und liebenswürdige Gastfreundschaft; neben nordischer Sachlichkeit, Gerechtigkeit und Gutmütigkeit südliche Eigensucht und Grausamkeit, dabei eine hervorstechende Geschlechtlichkeit.

Nach dem Urteil der meisten Anthropologen scheint es indes ausgemacht, daß der Cromagnonmensch auch, mindestens zur Hälfte, als

Grundbestandteil der nordischen Rasse anzusehen ist. Die andere Hälfte dieses Grundbestandteils stellt die Aurignac-Rasse dar, auf die wir gleich zurückkommen.

Ich gebe hier die Schädel zweier Hauptvertreter der Cro-Magnon-Rasse aus Cro-Magnon in der Dordogne und aus Mentone in drei Stellungen: Seitenansicht (Abb. 94), Vorderansicht



Abb. 94. Schädel des „Alten" von Cro-Magnon.

und Obenaufsicht (Abb. 95). Der Schädel ist lang, hat Index 73: das ist nordisch, aber auch mittelländisch; er hat weiter ein kuppelartig scharf abgesetztes Hinterhaupt: das ist erst recht nordisch, in abgeschwächter Art ebenfalls auch mittelländisch; endlich sind die Augenhöhlen breit, niedrig, rechteckig, während sie beim nordischen Gesichtsschädel auch annähernd rechteckig, doch nicht ganz so niedrig sind. Unnordisch dagegen ist das niedrige, breite Gesicht, mit einem Gesichts-Index von 77 beim Schädel aus Mentone (bei dem Schädel aus Cro-Magnon etwas weniger breit: Index 83); unnordisch ist ferner das Fehlen der Überaugenwülste, d. h. jener bogigen Knochenvorsprünge, auf denen die Augenbrauen liegen, und endlich die Steilheit der Stirn, die nach dem flachen Scheitel hin scharf umknickt. Also: Gehirnschädel nordisch, Gesicht und Stirn unnordisch. — Ich muß hier notgedrungen schon von Einzelheiten des nordischen Rassenzweiges sprechen, ohne ihn als Ganzes schon geschildert zu haben. Doch werden wir die nordische Langkopfrasse als-

bald entstehen sehen. Abb. 96 bringt die Profil- und Horizontal-Umrisse der Schädel der beiden besprochenen Hauptvertreter der Cro-Magnon-Rasse, aus Cro-Magnon und aus Men-

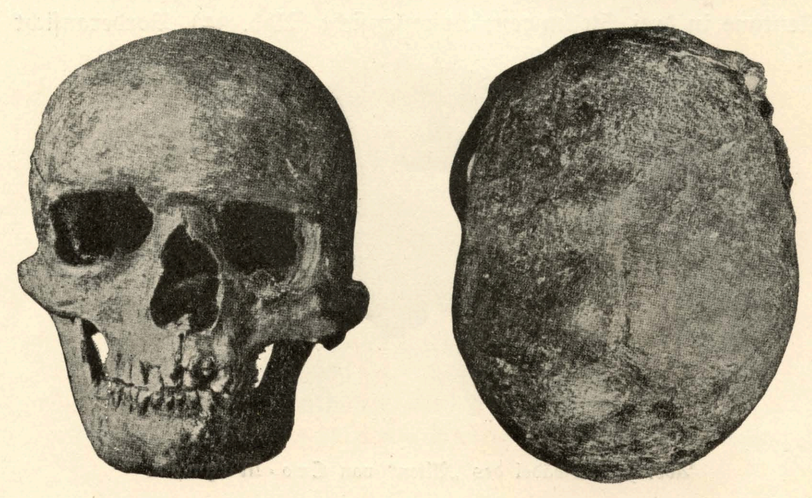


Abb. 95 a, b. 1/3. Schädel des „Alten" von Mentone (nach Verneau).

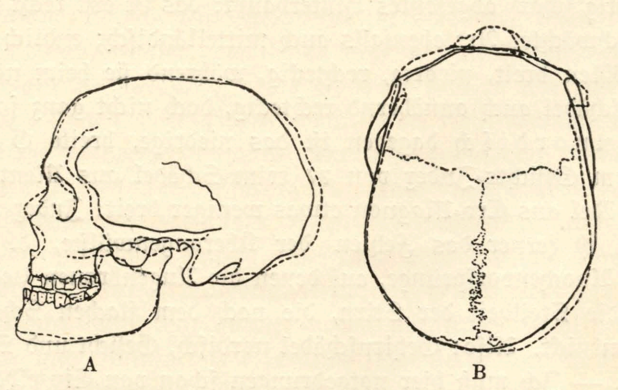


Abb. 96 a, b. Schädelrisse des „Alten" von Cro-Magnon (.......) und des „Alten" von Mentone (———) (nach R. Verneau).
A Profilumrisse; B Horizontalumrisse.

tone, ausgeführt in Punktierung und Vollinie. Die beiden Umrisse decken sich fast ganz, nur daß das Kinn des Schädels aus Mentone in der Symphysengegend, d. h. in der Mitte, etwas niedriger und dadurch auch das ganze Gesicht noch niedriger ist, als beim Schädel aus Cro-Magnon. Beim Profilumriß des Schädels aus Cro-Magnon erkennen wir die stark ausgebildete Hakennase, der wir auch beim Gesichtsschädel der nordischen Rasse häufig begegnen werden.

Der Aurignacmensch (Abb. 97) ist von dem Anthropologen H. Klaatsch so genannt worden, nicht nach dem Fundorte, der Combe Capelle bei Monferrand im Departement Périgord ist, sondern nach der Fundschicht, aus der das Skelett stammt: sie gehört archäologisch der Kulturstufe des sogenannten Aurignacien an, die ganz am Anfange des jüngeren Abschnitts der Altsteinzeit steht. Auch dieser Mensch ist langschädelig wie der Cro-Magnon-Mensch, hat sogar nur 65,5 Längen-Breiten-Index; seine Stirn ist im Gegensatz zum Cro-Magnon echt nordisch, d. h. schräg rückwärts gewölbt; ebenso ist sein Gesicht im Gegensatz zum breitgesichtigen Cro-Magnon echt nordisch lang: der Index hierfür ist leider nicht genau berechenbar. Nordisch sind auch die stark betonten Überaugenwülste; ebenso die Gestalt der Augenhöhlen, die nicht ganz so niedrig sind, wie beim Cro-Magnon, sondern etwas hochgezogen. Auffallend primitiv

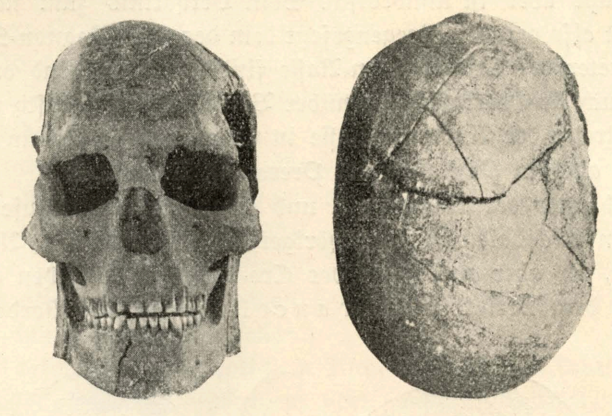


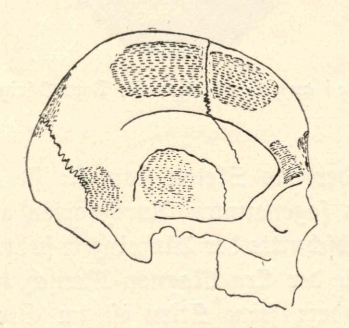
Abb. 97 a, b. Aurignacschädel aus Combe-Capelle, Dep. Périgord.

ist der Unterkiefer, insofern er keinen ausgesprochenen Kinnvorsprung aufweist, worauf wir im letzten Teil dieses Buches noch einmal zurückkommen werden. Dagegen zeigt sich im Hinterhaupt nicht die nordische abgesetzte Kuppel, sondern eine leicht zugespitzte Abrundung. In der Obenaufsicht fällt neben der wie beim Cro-Magnon flachen Scheitelebene auf, daß die seitlichen Ausbuchtungen ziemlich weit rückwärts liegen, ähnlich wie beim Cro-Magnon-Schädel, während sie beim nordischen Typus etwas mehr nach der Mitte hingerückt sind.

Also: Gesicht und Stirn des Aurignacmenschen sind nordisch, sein Hinterhaupt aber ist unnordisch. Sein Verhältnis zum nordischen Typus ist also gerade entgegengesetzt dem des Cro-Magnon-Schädels.

Vertreter der Cro-Magnon-Rasse finden sich während der Nacheiszeit auch in Oberkassel gegenüber Bonn und zu Lautsch in Mähren; Vertreter der Aurignac-Rasse in Oberkassel, in Brünn und anscheinend auch zu Przedmost bei Prerau in Mähren.

Ein bereits der Nacheiszeit, und zwar der Kulturstufe des sogenannten Magdalenien, angehöriger Nachkomme des Aurignacmenschen, der aber auch Züge des Cro-Magnon-Menschen aufweist, liegt in dem Skelett von Chancelade in der Dordogne vor



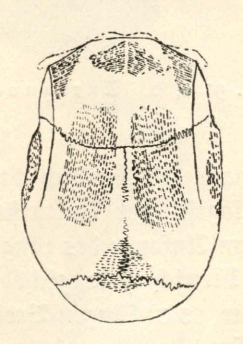


Abb. 98 a, b. Schädel von Chancelade bei Périgueux, Südfrankreich (nach Schliz).

(Abb. 98). Sein Schädel gleicht in der Obenaufsicht einer an der Stirn wie am Hinterhaupt gleichmäßig abgerundeten Ellipse ohne seitliche Ausbuchtungen und zeigt in der Vorderansicht, die

hier nicht mit abgebildet worden ist, ein langes Gesicht. Seine Stirn hat steilen Anstieg, am Scheitel erstreckt sich eine lange Ebene, das Hinterhaupt ist völlig abgerundet, weit stärker als beim Aurignac-Schädel. Diese letzte Eigenschaft wird bei der Einteilung der nordischen Schädel in Dänemark, Schweden und Deutschland eine bedeutende Rolle spielen.*

Aus diesen beiden jungpaläolithischen Rassen, der Cro-Magnon- und der Aurignac-Chancelade-Rasse, muß im Laufe der frühneolithischen Zeit oder Mittelsteinzeit, die sogleich auf die Nacheiszeit folgt und bis zum Beginn der jüngeren Steinzeit gerechnet wird, die nordische Langkopfrasse sich entwickelt haben. Wir werden die anthropologischen Verhältnisse dieser Übergangszeit, die auch in bezug auf Rassenbildung als Übergangszeit sich erweist, besser im Zusammenhang mit den gleichzeitigen Zivilisationen im letzten Teile dieses Buches behandeln.

Es finden sich in unserem Norden sogar noch aus der jüngeren Steinzeit, d. h. aus dem vierten und dritten Jahrtausend v. Chr., neben dem streng nordischen Langschädel, auf den wir gleich zurückkommen werden, einige etwas abweichende Arten von Langschädeln, die teils noch den altsteinzeitlichen beiden Schädelarten gleichen, teils besondere Mischungen beider darstellen:

1. Langschädel mit nordischem Kuppelhinterhaupt, aber mit unnordischem, annähernd niedrigem oder höchstens mittellangem Gesicht und steilem Stirnanstieg, also annähernd der reine altsteinzeitliche Cro-Magnon-Typus. Abb. 99 bietet in vier Stellungen einen schwedischen Schädel ähnlicher Art aus einem Megalithgrabe von Mysinge auf Öland dar, der dazu auch die richtige Cro-Magnon-Hakennase sowie eckige, abfallende Augenhöhlen besitzt. Einzig die kräftigen Überaugenbögen sind aurignacmäßig. Das Obergesicht ist hier nur mittellang, nicht voll niedrig; doch gibt es auch schwedische Cro-Magnon-Schädel aus Megalithgräbern, die niedrige Obergesichter, Überaugenwülste und steile Stirn besitzen. So

*) Wenn ich in Folgendem abgekürzt stets nur von der Aurignac-Rasse spreche, so meine ich einen solchen Schädel, der im allgemeinen den Aurignactyp an sich hat, dabei aber so stark abgerundetes Hinterhaupt, wie es der Chancelade-Schädel bietet, den man aber wegen seiner steilen Cro-Magnon-artigen Stirn nicht als richtigen Vertreter der Aurignac-Rasse ansprechen kann.

ein Schädel aus Hunnebo in der westschwedischen Landschaft Bohuslän (Abb. 100). Doch sind auch hier die Überaugenwülste und die höheren Augenhöhlen abweichend vom reinen Cro-Magnon-Typ.

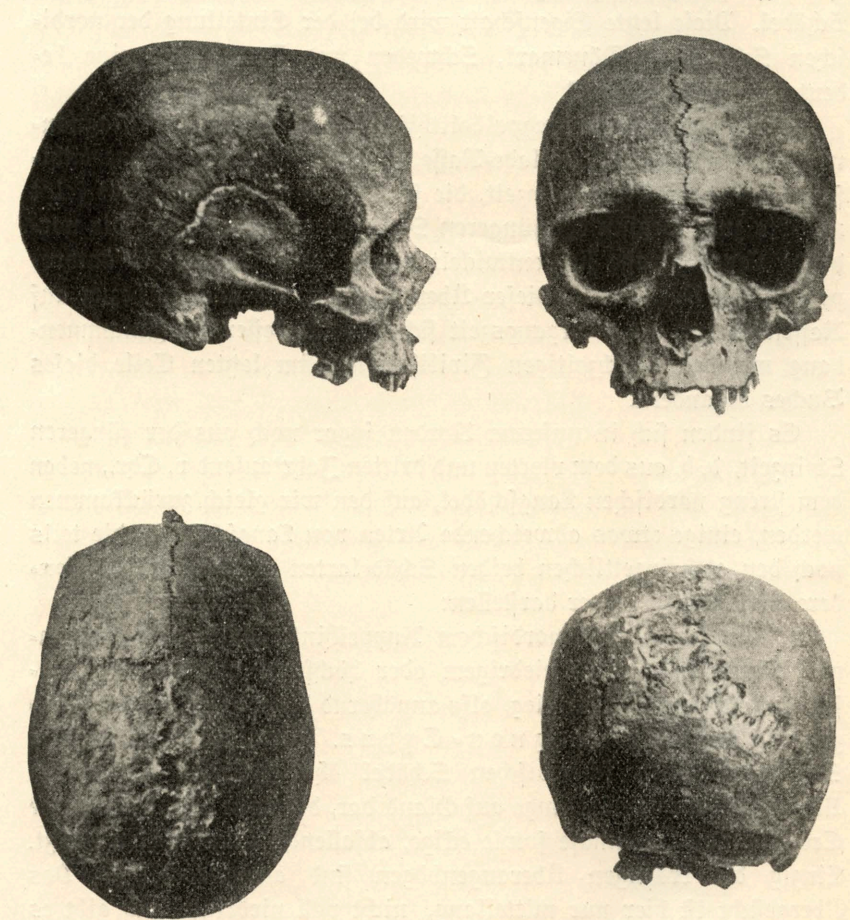


Abb. 99 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Mysinge auf Öland (nach Carl M. Fürst). Cro-Magnon-Typ.

2. solche Langschädel, wie ein aus Visby auf Gotland herrührender (Abb. 101) (Längen-Breiten-Index 72), zwar mit nordisch fliehender Stirn, kräftigen Augenbögen, langem Gesicht, eckigen, ab-

fallenden Augenhöhlen, aber mit unnordisch abgerundetem Hinterhaupt: also in allem der reine altsteinzeitliche Aurignac-Chancelade-Typ.

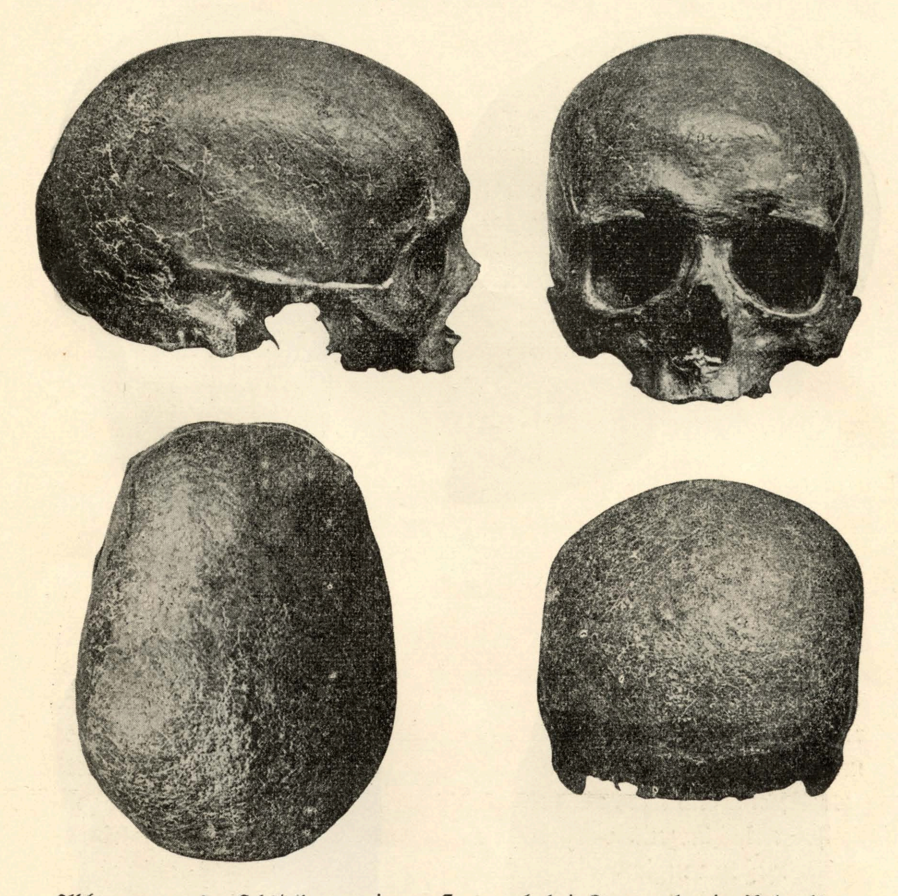


Abb. 100 a—d. Schädel aus einem Ganggrab bei Hunnebo in Bohuslän, Schweden. Cro-Magnon-Typ.

3. endlich Langschädel, ebenfalls mit langem Gesicht, eckigen, abfallenden Augenhöhlen und abgerundetem Hinterhaupt, wie der Aurignac-Chancelade-Typ, aber mit steiler Stirn und mangelnden Überaugenbögen, wie der Cro-Magnon-Typ (Abb. 102). Also ein

Gemisch aus den beiden älteren Rassen, aber nicht dasjenige Gemisch, das, wie wir gleich sehen werden, in der nordischen Rasse vorliegt,



Abb. 101 a—d. Steinzeitlicher Schädel aus Visby auf Gotland (nach Carl M. Fürst). Aurignac-Typ.

sondern eher ein solches, wie es der Chancelade-Schädel darstellt. Leider fehlt für diese Schädelart, wie auch für die folgenden Wiedergaben dänischer Schädel, stets die so wichtige Obenaufsicht, was ein

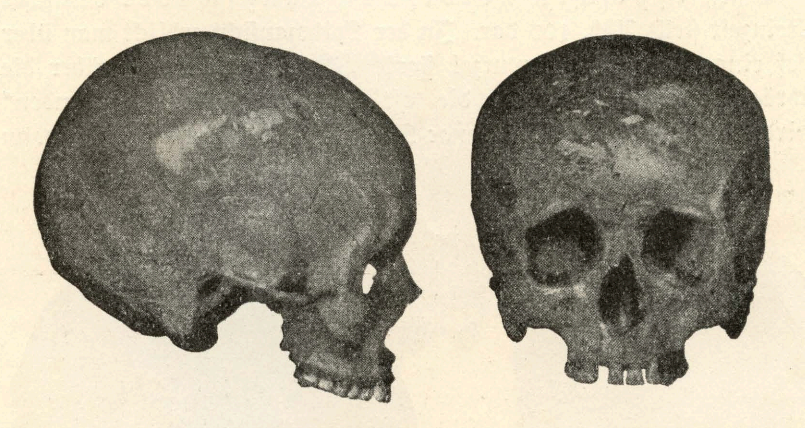


Abb. 102 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Skovgaard auf Falster (nach H. A. Nielsen). Dänischer Avigny-Typ.

recht unliebsamer Mangel der dänischen Abbildungen ist. Diese dritte Art Langschädel nennen die Dänen nach einer nordfranzösischen Schädelart den Avigny-Typ. Ihm gehören von den 115 genau meßbaren dänischen Steinzeitlangschädeln 21 Exemplare mit einem durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 75,2 an.

Alle übrigen 94 dänischen Langschädel, die einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 74,7 haben, rechnet man in Dänemark zum echten nordischen Langkopf-Rassenzweig, den man dort fälschlich Cro-Magnon-Typ nennt. Tatsächlich ist er eine ganz besondere Mischungsart aus Cro-Magnon- und Aurignac-Rasse. Auch hat man leider in Dänemark weder die wirklich reinen Cro-Magnon-Schädel, noch die wirklich reinen Aurignac-Schädel aus jenen 94 echt nordischen Langschädeln ausgeschieden. Hat der dänische Avigny-Typus vom Aurignac-Schädel das runde Hinterhaupt und das lange Gesicht entliehen, vom Cro-

Magnon-Schädel aber die ganze Stirnbildung, so zeigt der echte nordische Langkopf das Aurignac-Langgesicht, die Aurignac-Augenwülste und Aurignac-Schrägstirn, daneben aber das Cro-Magnon-Oberhaupt und das Cro-Magnon-Hinterhaupt.

Einen typischen nordischen Langschädel dänischer Steinzeit stellt Abb. 103 dar. In der Seitenansicht erblickt man über tief eingezogener Nasenwurzel starke Überaugenwülste, darüber die schräg aufsteigende Stirn, die oft sogar zu einer „fliehenden" wird: dies wie beim Aurignac-Schädel. Der Schädel steigt dann

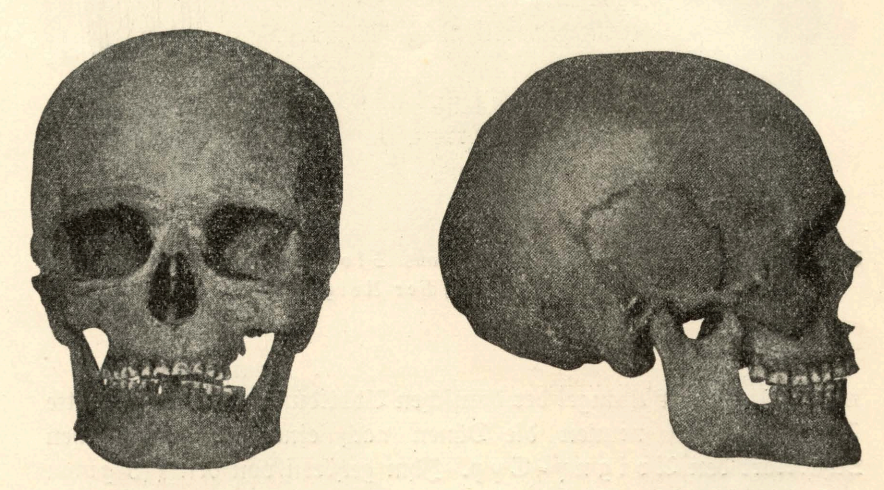
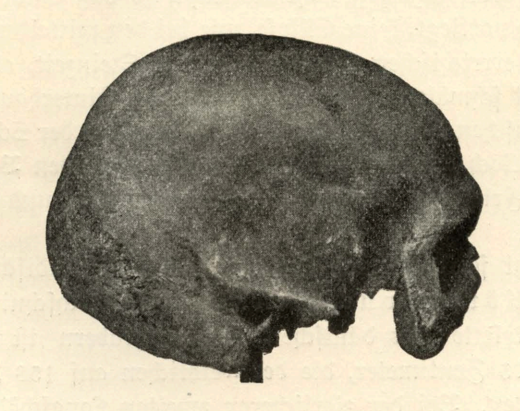
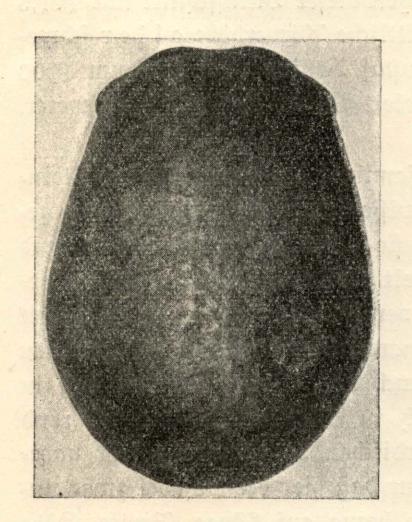


Abb. 103 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Nordischer Typ.

weiter dauernd an bis zum Scheitel, ist hier flach, aber oft nicht ganz so ausgesprochen flach wie der Cro-Magnon-Schädel, fällt dann wieder schräg ab und bildet schließlich am unteren Hinterhaupt die abgesetzte Kuppel: dies also wie beim Cro-Magnon-Schädel. Das Gesichtsprofil hat scharf hervorspringende Züge: unterhalb der Nasenwurzel die kräftige Hakennase, Neigung zu etwas vorgebautem Oberkiefer, veranlaßt durch schräg vorwärts gerichtete Zahnstellung (Alveolar-Prognathie), und hohen Unterkiefer.

Die Vorderansicht zeigt breite, flache, nach den Seiten hin wenig gewölbte Stirn, annähernd rechteckige, nach außen ein wenig abwärts gezogene „abfallende" Augenhöhlen, schmale Nase, schmales, mittellanges Gesicht, senkrechte Wangenbeinplatten, zurücktretende Jochbeine, hohen Unterkiefer, eckiges Kinn.





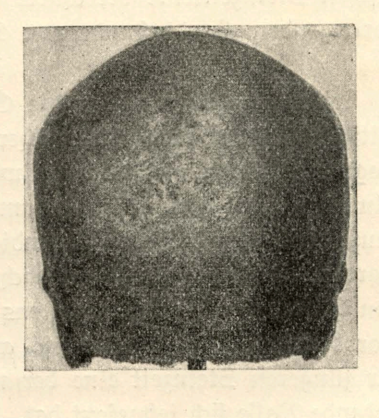


Abb. 104 a—c. Steinzeitlicher Schädel aus Friesack, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Nordischer Langkopftyp.
(Nach G. Kossinna, Die Indogermanen I. Abb. 2.)

Ein ausgezeichneter deutscher Vertreter dieses streng „nordischen“ Langschädeltyps mit einem Längen-Breiten-Index von 73, der aus Friesack in der Mark Brandenburg stammt, sei hier in Abb. 104 beigefügt, besonders weil von diesem Schädel auch die Obenaufsicht gegeben werden kann. Man erkennt an ihr, daß die Stirn erheblich breiter ist als das zugespitzte Hinterhaupt, so daß eine Art „Keilform“ (Schliz) vorliegt, keine Ellipse, wie bei den mitteldeutschen und süddeutsch-österreichischen Langschädeln der Steinzeit, ebensowenig ein Ovoid mit schmälerer Stirn und breiterem Hinterhaupt, wie bei der mittelländischen Rasse. In der Rückansicht bildet der Schädelumriß ein Fünfeck. Noch ausgeprägter als bei dem dänischen Beispiel finden sich beim Friesacker Schädel die Überaugenwülste und der schräge Stirnanstieg.

Hinzugefügt sei hier noch, daß sich mit rein nordischem Typus stets hoher Körperwuchs verbindet: die Durchschnittshöhe der männlichen Skelette aus dänischen Steinzeitgräbern ist von H. A. Nielsen auf 173 Zentimeter, die der weiblichen auf 158 Zentimeter berechnet worden. Bei der zierlicheren zweiten Langschädelart, dem dänischen Avigny-Typ, beträgt dagegen dieser Durchschnitt nur 171,5 und 155 Zentimeter. Die durchschnittliche Körperhöhe aller schwedischen Steinzeitleute berechnete Gustaf Retzius nach dem um 1900 vorliegenden Fundbestande von Skelett-Teilen auf 167 Zentimeter.

Leider besitzen wir über die Gesamtheit der deutschen Steinzeitschädel keine von einheitlicher wissenschaftlicher Anschauung getragene Sonder-Untersuchung, wie sie über die schwedischen und dänischen vorliegen, ja die Gesamtheit des deutschen Stoffes ist überhaupt noch längst nicht vollständig veröffentlicht oder nur verwertet worden. Aber wir erkennen doch, namentlich dank der Forschungen von Alfred Schliz und neuestens auch von Walter Scheidt, daß in Norddeutschland und teilweise auch in Mitteldeutschland während der jüngeren Steinzeit eine der nordischen Langkopfrasse sehr nahestehende Rasse sich festgesetzt hat. Nur daß hier der Schädel zwar ungefähr dieselben Maßverhältnisse in bezug auf Länge, Breite, Höhe besitzt, doch nicht ganz die großen absoluten Maße, namentlich nicht ganz die Länge des eigentlich nordischen Langschädels erreicht. Dazu

kommt für Nordostdeutschland, jedoch nicht für Nordwestdeutschland, eine etwas größere Höhe des Schädels, der mittelhoch, nicht wie im Norden niedrig ist; ferner ein etwas breiteres Gesicht, breitere Nase und etwas weniger gedrückte, also etwas höhere Augenhöhlen.

Einen echt nordischen Charakter hat der Schädel aus dem Großsteingrab (Megalithgrab) von Lenzen bei Goldberg in Mecklenburg-Schwerin (Abb. 105, 106). Er zeigt im Grundriß (Aufsicht) die typische Keilform mit flacher, breiter Stirn, langem Scheitel und zugespitztem, schmalen Hinterhaupt und hat auch ein schmales Langgesicht. Doch nähern ihn der steile Stirnanstieg und das Fehlen der Augenwülste dem dänischen Avigny-Typus (S. 91). Auch ist der Schädel nicht niedrig, sondern mittelhoch; die Augenhöhlen sind ebenfalls recht hoch.

Eine besondere Abart von Langschädeln bilden die sieben Schädel aus Flachgräbern auf der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin in Mecklenburg (Abb. 107, 108). In der Aufsicht erkennt man die Schildform, d. h. runde Stirn und rundes Hinterhaupt nebst mangelnden Seitenausbuchtungen, also einen Typus, wie er in Mitteldeutschland vorherrschend ist. Das Gesicht ist bei vier Schädeln mittellang (so bei dem abgebildeten Schädel Nr. 188), bei dreien sogar niedrig nach Art des echten französischen Cro-magnons, doch der Stirnaufstieg nur teilweise steil, teilweise auch bogig, letzteres bei dem abgebildeten Schädel. Dazu kommen starke Überaugenwülste und starke Einziehung der Nasenwurzel, sowie nach außen schräg abfallende, eckige, mittelhohe Augenhöhlen und ein spitzes Kinn. Auffällig ist der in der Profilansicht kenntliche starke Vorbau der Kieferpartie, die bei dem abgebildeten Schädel sich freilich nur als schräges Vorspringen der Zahnreihen kundgibt. Doch haben wir gesehen, daß wenigstens eine Neigung hierzu mit unter die kennzeichnenden Merkmale der echt nordischen Steinzeitrasse gehört (S. 92). Endlich ist noch die Kleinwüchsigkeit der Körper als Besonderheit hervorzuheben; doch ist eine bloße Berechnung der Skelettlänge nach dem Maße der Langknochen stets nicht ganz zuverlässig, auch kann bei jeder Rasse durch besondere äußere Umstände eine starke Veränderung der durchschnittlichen Körperhöhe eintreten. Wir werden also die Ostorfer Bevölkerung, zumal ihre Zivilisation völlig übereinstimmt mit derjenigen

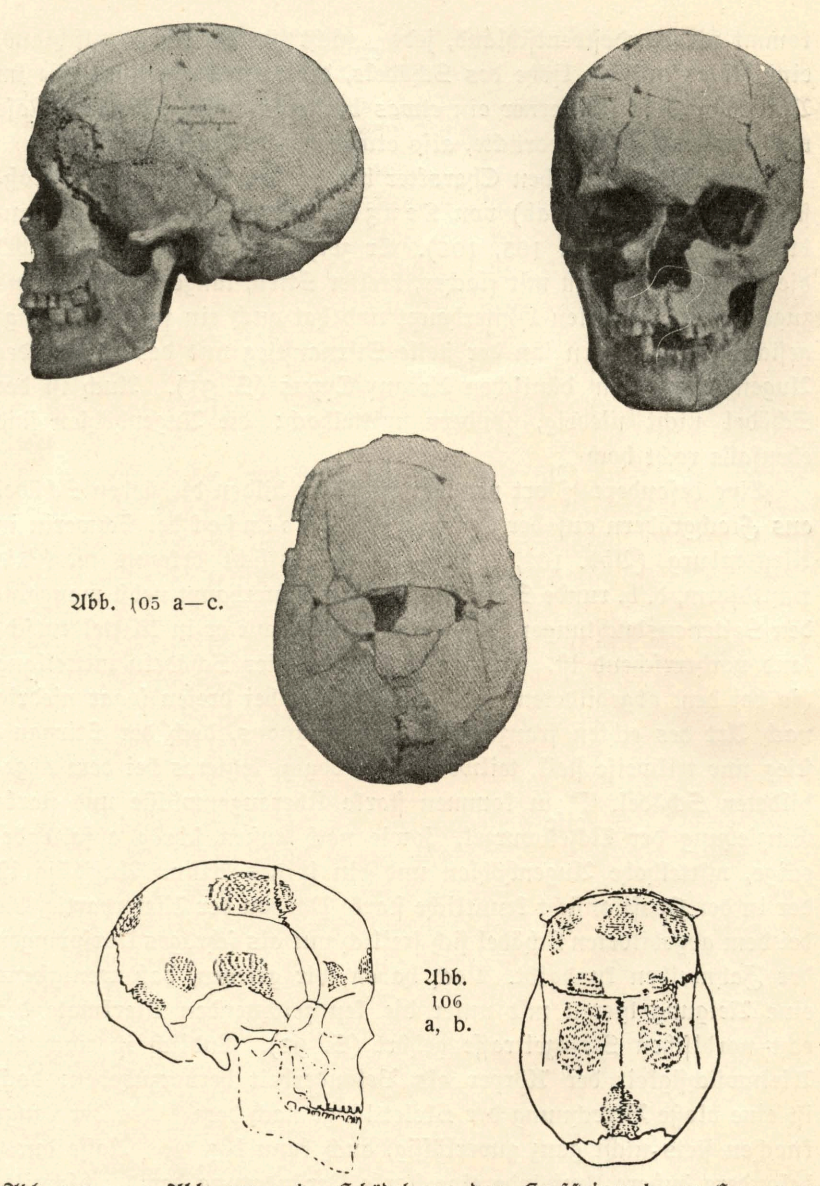


Abb. 105 a—c, Abb. 106 a, b. Schädel aus dem Großsteingrab von L e n z e n bei Goldberg, Mecklenburg-Schwerin (nach Schliz) in Photographie und in Zeichnung Längenbreiten-Index 73,4; Längenhöhen-Index 71,2.

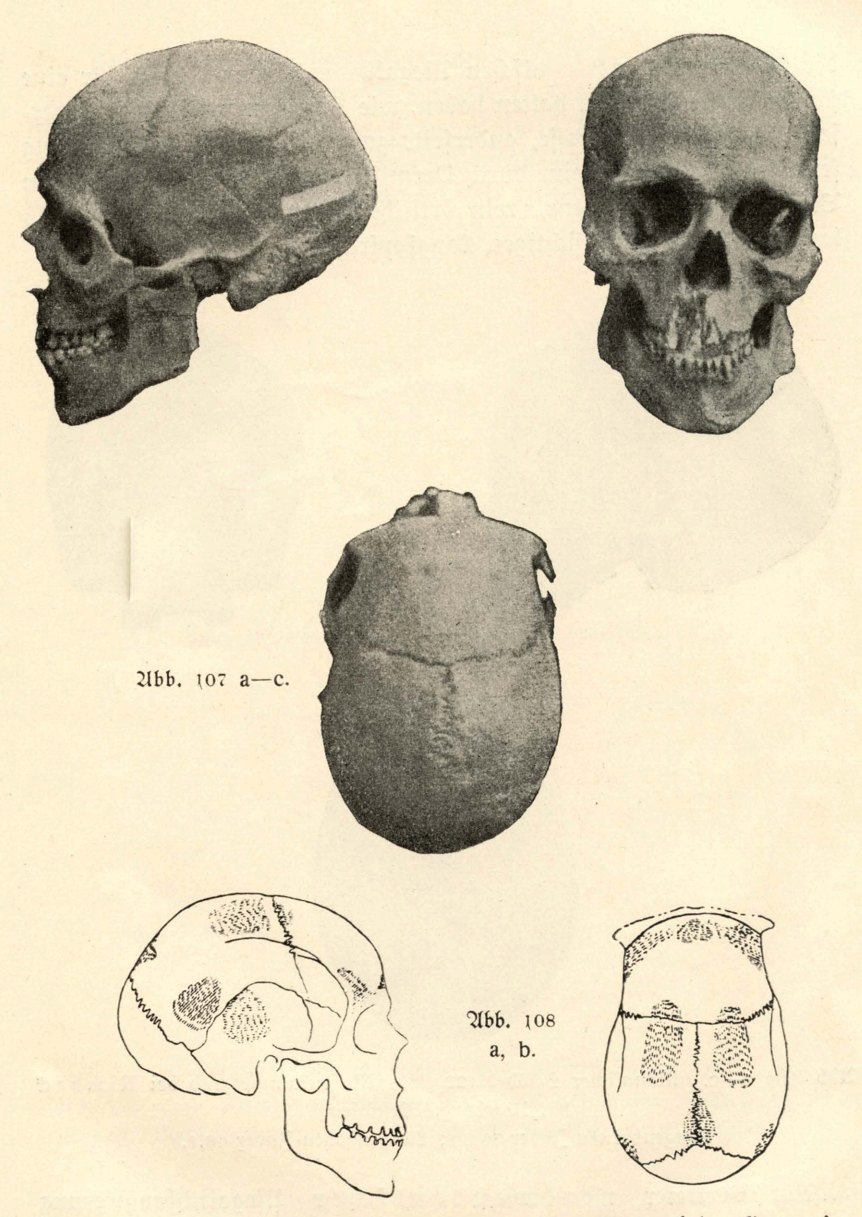


Abb. 107 a—c.

Abb. 108 a, b.

Abb. 107 a—c, Abb. 108 a, b. Schädel 188 aus einem Flachgrab der Ostorfer Seeinsel bei Schwerin, Mecklenburg-Schwerin (nach Schliz).
Längenbreiten-Index 74,4; Längenhöhen-Index 71,9.

der skandinavisch-norddeutschen Megalithbevölkerung, nicht für eine stammfremde Rasse zu halten haben, wie Schliz möchte, der sie einerseits zur Mittelmeerrasse, anderseits zur Eskimorasse in Beziehung setzt, sondern nur für eine durch Vermischung mit einer fremdrassigen Bevölkerung entstandene, rein örtliche Abart der nordischen teils lang-, teils breitgesichtigen Langkopfrasse.



Abb. 109 a—c. Männlicher Schädel 122 aus Massenkammergrab bei Rimbeck Kr. Warburg, Westfalen.
Längenbreiten-Index 74,59; Längenhöhen-Index 68,1.

Als Vertreter nordwestdeutscher Megalithbevölkerung können die vierzehn meßbaren Schädel aus dem Steinkammergrab bei Warburg in Westfalen dienen, das ursprünglich mehr als

100 Skelette geborgen hat (Abb. 109—113). Die Schädel sind teils lang, teils nur mittellang. Ihre absoluten Längen- und Breitenmaße sind geringer als im Norden, ja sogar als in Nordostdeutschland. Dagegen gleichen sie den nordischen Schädeln völlig in ihrer Niedrigkeit. Es fehlt ihnen in der Aufsicht zwar die kräftige Ausprägung des ab-

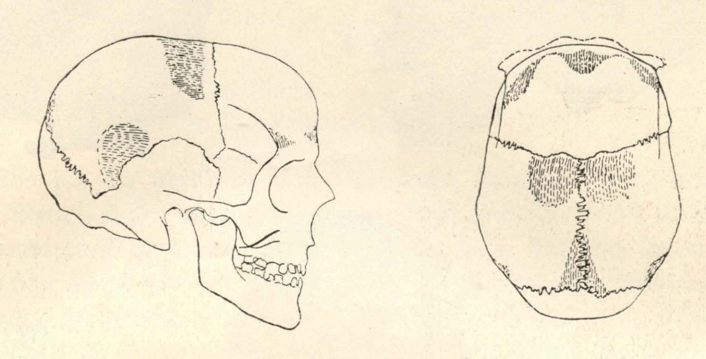


Abb. 110 a, b. HV2. Weiblich.
Längenbreiten-Index 74,09; Längenhöhen-Index 66,8.

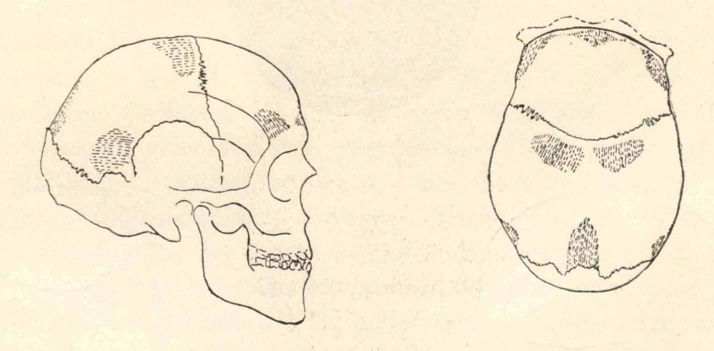


Abb. 111 a, b. HV 3. Männlich.
Längenbreiten-Index 71,9; Längenhöhen-Index 73,6.

Abb. 110, 111. Weiblicher Schädel HV 2 und Männlicher Schädel HV 3 aus Massenkammergrab bei Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen.

gesetzten Hinterhauptes; doch überwiegt wenigstens seine kegelförmige Verengung, da nur drei Schädel abgerundetes Hinterhaupt besitzen, darunter Nr. 60 (Abb. 112, 113). Die Stirn ist stets breit und platt,

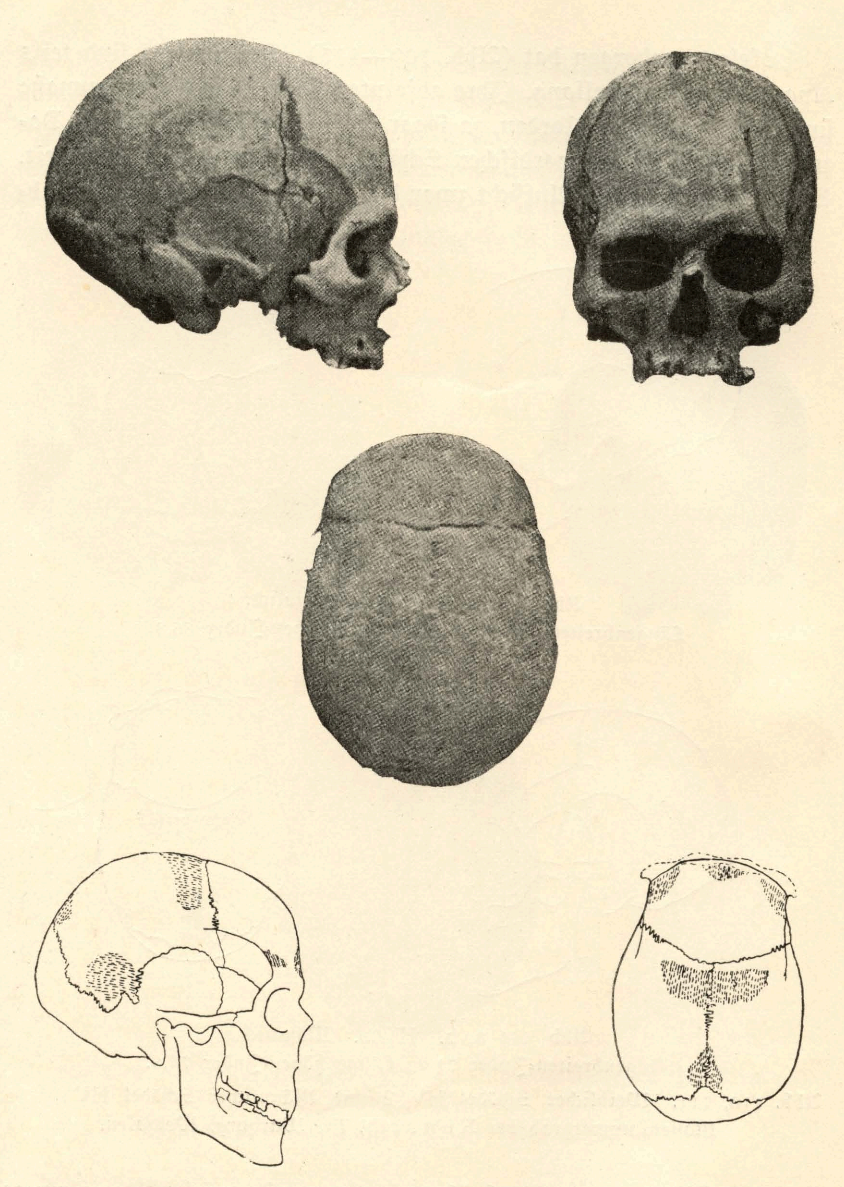


Abb. 112 a—c, 113 a, b. Männlicher Schädel 60 aus Massenkammergrab bei Rimbeck, Kr. Warburg, Westfalen (nach Schliz).
Längenbreiten-Index 72,8; Längenhöhen-Index 78,2.

so daß die Keilform des Schädels vorherrscht. Der Stirnanstieg ist bei zehn Schädeln steil, nur bei vieren schräg. Das Gesicht erscheint nur einmal als breit und zwar bei Nr. H. V. 2 (Abb. 110), sonst mittellang oder gar schmal, entspricht also ebenfalls mehr dem nordischen, als dem nordostdeutschen Typus. Vertreten sind hier mithin drei Schädelunterarten: 1. sieben Schädel mit Steilstirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 109, 110); 2. vier Schädel mit Schrägstirn und kegelförmigem Hinterhaupt (Abb. 111); 3. drei Schädel mit Steilstirn und rundem Hinterhaupt (Abb. 112, 113).

Wie sich die nordische Rasse bei ihren steinzeitlichen Vorstößen nach Mittel- und Süddeutschland entwickelt und dort durch Mischung mit anderen Rassen umgestaltet, wird der letzte Teil des Buches im Zusammenhang mit der Schilderung der Kultur- und Stammesentwicklung in Mitteleuropa auseinanderzusetzen haben.

Hier ist es vorab unsere Aufgabe, die Entwickelung der nordischen Rassentypen in ihrem skandinavisch-norddeutschen Heimatgebiet weiter zu verfolgen und zu sehen, ob sie sich, sei es unversehrt, sei es mit einigen Abänderungen, bis in die frühgeschichtliche Germanenzeit erhalten haben.

Zunächst stoßen wir da auf die ältere B r o n z e z e i t, in deren ersten beiden Perioden, die uns im ersten Teil dieses Buches genügend bekannt geworden sind, noch fast ausschließlich Körperbestattung üblich war. Leider konnten aus den zahllosen Gräbern dieser Zeit nur verhältnismäßig sehr wenig Skelette geborgen werden, da die ungeschützte Art der Grabanlagen in der Erde auch die Knochen der Leichen meist zu mehr oder weniger starker Verwesung gebracht hat.

Meßbare Langschädel der Bronzezeit sind aus Schweden nur 17, aus Dänemark bei 32 Skeletten nur 9 gehoben worden. Aus dem germanischen Norddeutschland sind mir überhaupt keine bekannt geworden. Bei den dänischen und schwedischen Schädeln handelt es sich um Vertreter genau derselben nordischen Rassentypen, die wir aus der Steinzeit beider Länder kennen gelernt haben. Nur daß der Längenbreiten-Index gegenüber der Steinzeit im allgemeinen etwas größer geworden ist, d. h. daß die Länge der Schädel ihre Breite nicht mehr so stark übertrifft wie vorher. In Dänemark beträgt der durch-

schnittliche Längenbreiten-Index der Bronzezeitschädel für beide Geschlechter 76,8, also genau wie in der Steinzeit, ihr durchschnittlicher Höhenindex 75,9; die durchschnittliche Körperhöhe bei Männern 172,5 Zentimeter, bei Frauen 162,5 Zentimeter, bei diesen also etwas mehr als in der Steinzeit.

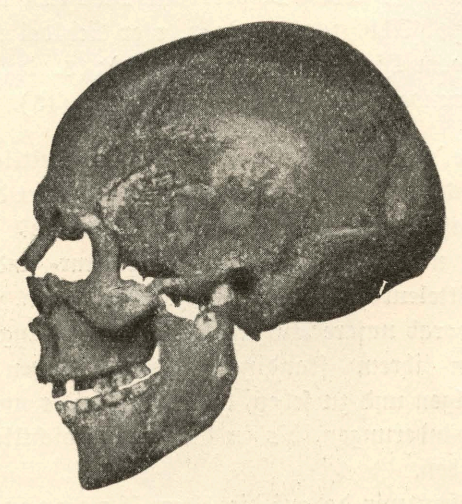


Abb. 114. Steinzeitlicher Schädel aus einem Ganggrab in Brönhöi, Jütland (nach H. A. Nielsen).

Ein schlagendes Beispiel unveränderten Fortlebens des steinzeitlichen Rassentypus in der Bronzezeit Dänemarks zeigte sich bei der Ausgrabung des Hügels Brönhöi bei Enslev, Amt Randers in Jütland. Hier wurde in der oberen Schicht eines steinzeitlichen Ganggrabes eine frühbronzezeitliche Nachbestattung entdeckt und daraus der Schädel einer etwa vierzigjährigen Frau von echt nordischem Typus dänischer Cro-Magnon-Art gehoben (Längenbreiten-Index 78,6, Längenhöhen-Index 72,9). Etwas tiefer fand man bei dreißig Steinzeit-Skeletten einen Schädel, der dem bronzezeitlichen Schädel sprechend ähnlich sieht (Abb. 114 und 115).

Die mittlere und spätere Bronzezeit, sowie die ganze frühe Eisenzeit bis auf Christi Geburt hinab sind wegen des damals bei Germanen ausnahmslos herrschenden Leichenbrandes für Rassefragen gänz-

lich unergiebig. Anders in der Zeit seit Christi Geburt, d. h. in der sogenannten römischen Kaiserzeit der ersten vier Jahrhunderte nach Christi und in der anschließenden Völkerwanderungszeit. Da haben wir wiederum reichlichere Überlieferung durch neues Aufkommen und zuerst seltenes, später häufigeres Erscheinen der Körperbestattung.

Wir finden in dieser frühgeschichtlichen Zeit jedoch nicht ganz dasselbe Ergebnis wie in der vorgeschichtlichen Zeit. Zwar erscheint im allgemeinen dieselbe nordische Langkopfrasse wie in der

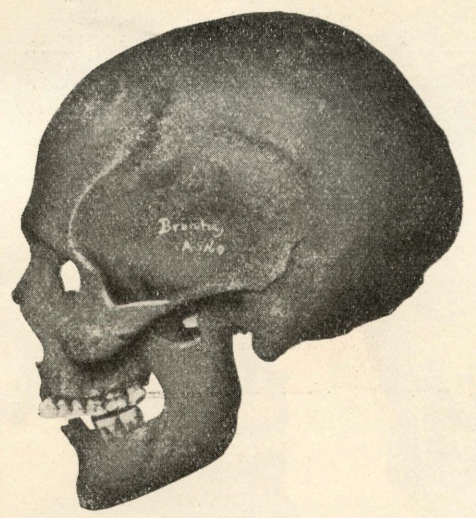


Abb. 115. Frühbronzezeitlicher Schädel aus demselben Ganggrab wie der nebenstehende in Abb. 114 (nach H. A. Nielsen).

jüngeren Steinzeit des Nordens, und in Dänemark lassen sich wieder die beiden Abarten des dänischen Cro-Magnon- und des dänischen Avigny-Typus unterscheiden, ebenso die beiden auch schon steinzeitlichen Kurzkopfarten, auf die wir später zu sprechen kommen werden. Die Gliedmaßen dieser frühgeschichtlichen Germanen gleichen in Größe und Kräftigkeit durchaus denen der steinzeitlichen Ahnen und zeigen ebenso kräftige Arbeitsspuren, auch bei Frauen, doch sind sie zierlicher, feiner. Die Schädelknochen haben nicht mehr die massige Dicke, wie in der Vorzeit, sondern sind zarter, dünnwandiger. Der Körper-

bau hat das Gepräge einer verfeinerten und veredelten Oberschicht. Die Körperhöhe ist dabei wesentlich größer als in der Stein- und Bronzezeit, da sie bei der dänischen Cro-Magnon-Art 174,5 Zentimeter, bei der dänischen Avigny-Art 168 Zentimeter beträgt.

Als Beispiele nordischer Langköpfe führe ich zwei Schädel der römischen Kaiserzeit aus der Elbinger Gegend vor, also von gotischen Gepiden, einen männlichen aus Elbing selbst und einen weiblichen aus Hansdorf im Landkreise Elbing. Der besonders lange männliche Schädel (Abb. 116) ist ein hervorragender Vertreter echt nordischer

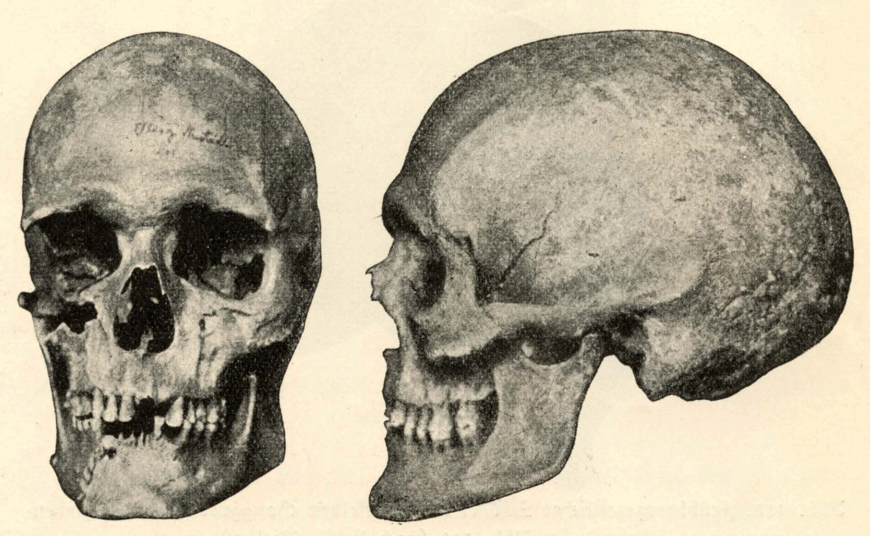


Abb. 116 a, b. Männlicher Schädel des 3. Jahrh. nach Chr. aus Elbing (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes). Längenbreiten-Index 67,20; Gesichtsindex 93.

Rasse, wovon ein Blick auf die Profillinie des Gesichts- wie des Gehirnschädels überzeugt. Man bemerkt die Hakennase, die tiefe Einziehung der Nasenwurzel, die starken Überaugenwülste, den schrägen Stirnanstieg, den langen flachen Scheitel mit schrägem hinteren Abfall, die aufgesetzte Hinterhauptskuppel und in der Vorderansicht die flache, allerdings nicht sehr breite Stirn, die annähernd rechteckigen schräg abfallenden Augenhöhlen, die schmale Nase, das besonders

schmale Gesicht (mit dem hohen Index von etwa 93), die senkrechten Wangenplatten, die zurücktretenden Jochbeine, den hohen Unterkiefer und das eckige, scharf hervortretende Kinn. Weniger streng nordisch erweist sich der weibliche Schädel aus Hansdorf (Abb. 117), der einen Längenindex von 78,95 besitzt, also nur mittellang ist, und einen Gesichtsindex von 88,71, also hier ebenfalls nur mittellang, denn seine Jochbögen laden viel breiter aus. Die Augenhöhlen sind höher

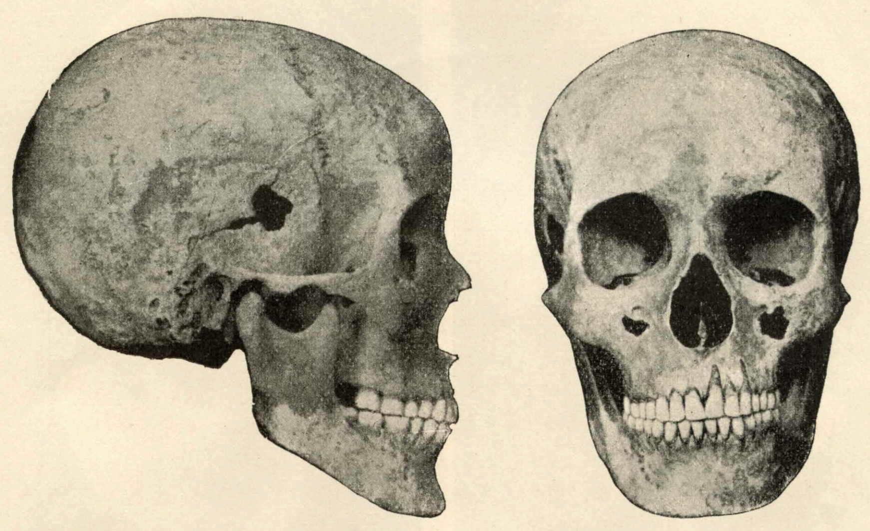


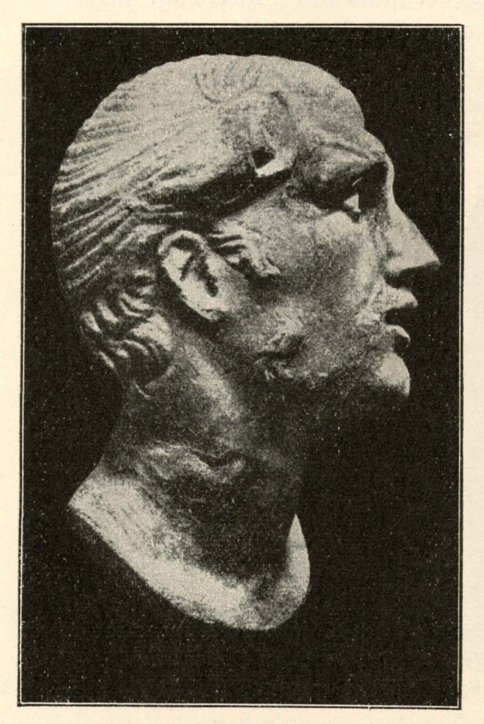
Abb. 117 a, b. Weiblicher Schädel der frührömischen Kaiserzeit aus Hansdorf, Kr. Elbing (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes). Längenbreiten-Index 78,95; Gesichtsindex 88,71.

und fast rund, Überaugenwülste fehlen. Der Stirnanstieg ist steil, die Scheitelebene zeigt keinen rückwärts schrägen Abfall und das Hinterhaupt ist weder zugespitzt, noch kuppelig abgesetzt. Wir haben es hier mit jener Mischung des französischen Cro-Magnon- und des Aurignac-Typs zu tun, die ich unter den nicht streng nordischen Langkopf-Abarten an dritter Stelle beschrieben habe und die in Dänemark als Avigny-Typus bezeichnet wird (S. 91).

Zur Ergänzung der Skelettfunde aus frühgeschichtlicher Zeit seien hier ein paar Darstellungen lebender Germanen vorgeführt, wie

sie der Meißel griechischer und in besonders großer Zahl römischer Bildhauer mit unverkennbarer Liebe und in offenbar großer Treue geschaffen hat.

Ich wähle aus der großen Zahl dieser Kunstwerke zunächst die vielleicht schönste Büste eines jugendlichen Germanen aus, wohl die



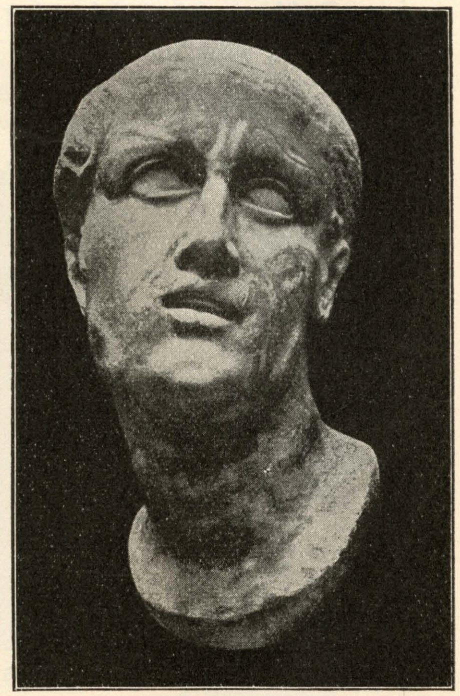


Abb. 118 a, b. Schwer verwundeter Basterne.
Marmorbüste der früheren Sammlung Somzée, Brüssel.
Rechte und Vorder-Ansicht (nach Furtwängler).

einzige, die wir aus der Hand eines wirklich großen griechischen Künstlers besitzen (Abb. 118). Es ist die Büste eines schwer verwundeten Basternen, also aus jenem Germanenstamme, der schon zwei Jahrhunderte v. Ch. aus der Gruppe der in unserer heutigen Ostmark ansässigen Ostgermanen sich gelöst hatte, in das Gebiet des

heutigen Rumäniens an die Donaumündung und in das benachbarte Südrußland gezogen und von dort im Anschluß an die Galater-Einfälle in Griechenland und Kleinasien mit den Griechen in feindliche Berührung gekommen war. Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst pergamenischer Schule ist wohl nur das Bruchstück einer ganzen Figur, die zu einem Triumphdenkmal gehörte und einen Schwerverwundeten darstellte. Sein schmerzhafter Anblick aus weitgeöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schatten starker Stirnknochen liegt, und der geöffnete Mund zeigen, daß er im schweren Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. In dem langen schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist, hat der Künstler echten, edelsten Germanentypus meisterlich zu treffen verstanden. Man betrachte auch die lange schmale Nase, die breite flache Stirn, die starken Brauenwulste und den ausgesprochenen Langkopf. Bezeichnend für den Germanen in der Zeit um Chr. ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen Haarknoten" beschreibt, und die hier, obwohl der Knoten selbst fast ganz abgestoßen, doch deutlich erkennbar ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz gehalten sind, sehen wir sie am Oberkopf in ganz beträchtlicher Länge, überall nach der rechten Schläfe herübergekämmt und dort in einen Knoten zusammengeknüpft.

Ein zweites Beispiel einer ebenso prächtigen als treffenden Germanendarstellung von spät-hellenistischer Hand aus dem Beginn des zweiten Jahrhunderts n. Chr. bieten die Reliefs der berühmten Trajanssäule zu Rom, auf denen die Dakerkriege des Kaisers bei großer geschichtlicher Treue doch noch mit einem Hauch künstlerischer Verklärung erzählt werden. Auf einem dieser Reliefs schildert der Künstler den Empfang einer Gesandtschaft aller jener Völkerschaften, die während des zweiten Dakerkriegs mit Rom in feindliche oder neutrale Berührung gekommen waren, durch den Kaiser. Geführt werden diese Abgesandten durch eine Gruppe neutraler germanischer Basternen, deren Häuptling die Edlen seines Volkes dem Kaiser vorstellt, wobei er ihn in vornehmster Gebärde mit der halberhobenen linken Hand begrüßt (Abb. 119). Leider ist der linke Arm auf dem hier gebrachten Ausschnitt des Reliefbildes nicht sichtbar. Eine kost-

bare Gestalt, dieser kraftstrotzende, straff muskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein

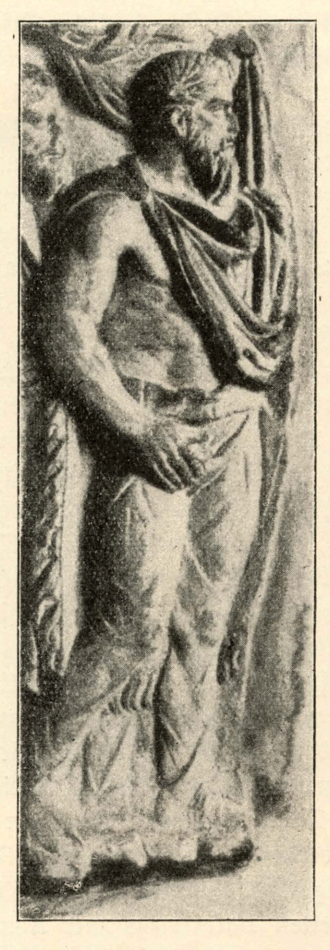


Abb. 119. Basternenfürst vor Trajan.
Relief der Trajanssäule, Rom.

König! Bemerkenswert ist auch hier die Treue in der Darstellung des Langkopfes mit kuppeligem Hinterhaupt, des langen Gesichts, der

nordischen Hakennase und der „swebischen“ Haartracht mit dem Knoten an der rechten Schläfe.

Unter den weiblichen Figuren ist ja am berühmtesten die sogenannte „Thusnelda“, wenn sie auch ihren Namen zweifellos mit



Abb. 120. Sogen. „Thusnelda“, Büste nach der Vollfigur. Florenz, Loggia dei Lanzi.

Unrecht führt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in ihrer typischen Trauerstellung mit dem auf die linke Hand gestützten rechten Arm, der wiederum dem gesenkten Kopf zur Stütze dienen

soll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in Einzelheiten der Tracht, wie den dicksohligen griechischen Gitterschuhen. Vermutlich handelt es sich um eine späte Nachbildung einer zu einem Triumphdenkmal gehörigen Verkörperung der besiegten Basternen des zweiten Jahrhunderts v. Chr., also um eine allegorische Basternia. Unser Bild (Abb. 120) bringt nur die Büste dieser Vollfigur: das für uns Wichtigste. Die Hoheit eines unbeugsamen Charakters gepaart mit stiller Trauer und Ergebenheit in das herbe Schicksal kennzeichnen den germanischen Heldensinn, ebenso wie der Gesichtstypus mit seinem langen Oval, das wunderbare Haar und die ganze Haltung dem Äußeren einer hohen germanischen Frau entsprechen.

Daß in der Völkerwanderungszeit der echt nordische oder sogenannte Merowinger-Typ und zwar in der Form jenes vorher beschriebenen feineren Herrenschlages in den Gräbern aller Germanenstämme ein geradezu erstaunliches Übergewicht erhält, ja in Skandinavien und Dänemark so gut wie allein herrschend wird, ist eine Tatsache, über die man schon seit vielen Jahrzehnten nachgedacht hat. Aus Schweden kennen wir aus der Zeit vor Christi bis in die Wikingerzeit neben 40 solcher Langschädel nur drei Kurzschädel, in Dänemark neben 83 Langschädeln gar nur zwei Kurzschädel. In Deutschland findet sich dasselbe Anschwellen der Zahl der Langschädel, ohne aber die skandinavische Höhe ganz zu erreichen. Für die Baiwaren (Bayern) der Völkerwanderung sind festgestellt worden 86 Prozent Langschädel und 14 Prozent Kurzschädel, was in der Aufnahme ungermanischer Bestandteile auf der Wanderung und in der jetzigen Heimat seine natürliche Erklärung findet. Das Bild eines weiblichen Schädels dieses Stammes aus dem Salzburgischen in den üblichen vier Ansichten gibt Abb. 121. Wir erkennen den ziemlich steilen Stirnanstieg und die starke Prognathie des Oberkiefers. Unnordisch ist der ungemein breite Unterkiefer. Gleichmäßiger und einheitlicher erscheint bei Alemannen und Franken in den zahllosen Friedhöfen der Merowingerzeit des sechsten bis achten Jahrhundert jenes besondere Geschlecht gewaltiger Recken, das einen unverhältnismäßig höheren Hundertsatz der Gesamtbevölkerung ausmacht, als

es vorher oder nachher in Deutschland der Fall gewesen ist. Dabei ist die Körperhöhe der Männer bei den Franken im Mittel auf 190 Zentimeter, bei den Alemannen auf 185 Zentimeter berechnet worden.

Doch gibt es eine weit ausgedehnte Landschaft im mittleren Westdeutschland, wo während der Merowingerzeit ein hoher schmaler

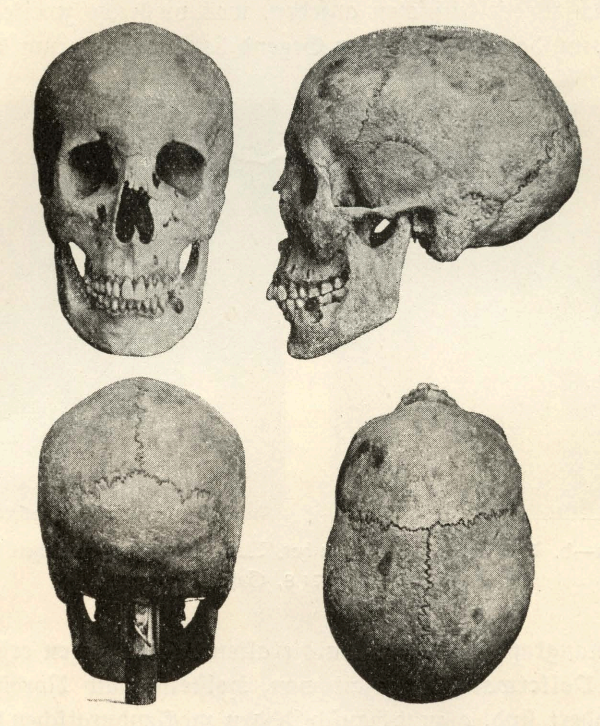
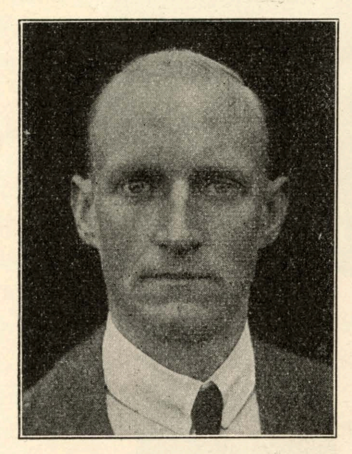


Abb. 121 a—d. Weiblicher Schädel aus dem baiwarischen Reihengräberfeld von Fischach bei Bergheim im Salzburgischen (nach R. Much).

Langschädel mit Breitgesicht und Breitnase der herrschende Typ ist. Seine Nasenwurzel ist tief eingezogen, die Augenhöhlen sind niedrig, die Überaugenwülste stark betont, der Kiefer ist prognath. In der Aufsicht erscheint der Schädel als oval-ellipsoid. Der Längenbreiten-Index ist im Durchschnitt 74. Die Körperhöhe betrug bei den Männern 170—173 Zentimeter. Der leider zu früh ver-

storbene Göttinger Anthropologe M. W. Hauschild, der diesen Typus des breitgesichtigen Langkopfes in der Art des französischen Cro-Magnons hauptsächlich in der Provinz Hannover, südwärts der Stadt Hannover mit dem Mittelpunkte in Göttingen vertreten fand, aber von hier auch südwärts weiter nach Oberfranken hinein, will ihn als eigentümlich niedersächsischen ansehen, was vielleicht zweifelhaft erscheinen kann, da in der Bremer Gegend damals wiederum der lang-



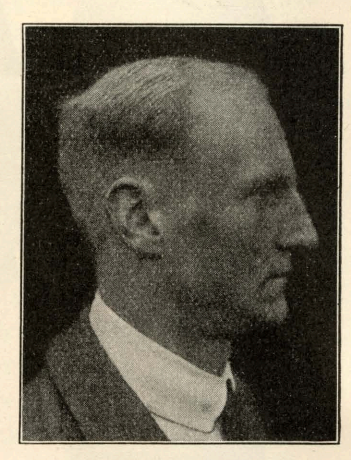


Abb. 122 a—b. Berliner (nach Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes).
Längenbreiten-Index 71,8, Gesichtsindex 88,4.

gesichtige Langkopf überwog. Da die alten Niedersachsen erst zu Beginn der Völkerwanderungszeit von Holstein nach Nordhannover übergewandert sind, glaubt Hauschild den mecklenburgischen Ostorfer Rassentyp (Abb. 107) als Ahnen des alten niedersächsischen Rassentyps ansehen zu dürfen.

Heute ist der breitgesichtige Langschädel westlich wie östlich der Elbe weit verbreitet. Doch auch der rein nordische Langkopf ist, besonders in Norddeutschland, noch stark vertreten, wenn wir auch mangels genauer und umfassender anthropologischer Untersuchungen seinen Anteil an der Gesamtbevölkerung nicht angeben können.

Zur Veranschaulichung des lebenden Menschen seien einige heutige Vertreter nordischer Langkopfrasse hier vorgeführt:

1. ein Berliner mit ausgesprochenem Langschädel, der einen Index von 71,8 besitzt, und auch annäherndem Langgesicht, dessen Index 88,4 beträgt (Abb. 122);

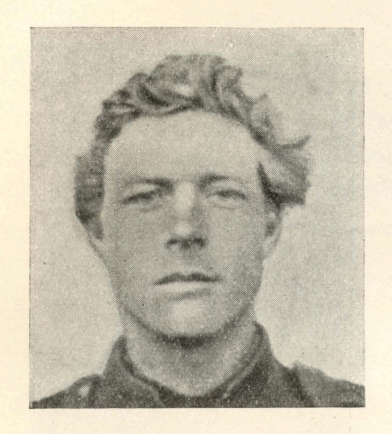
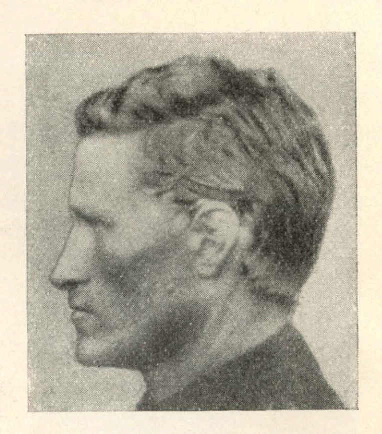



Abb. 123 a, b. Norweger, rein blond (nach W. Ripley).

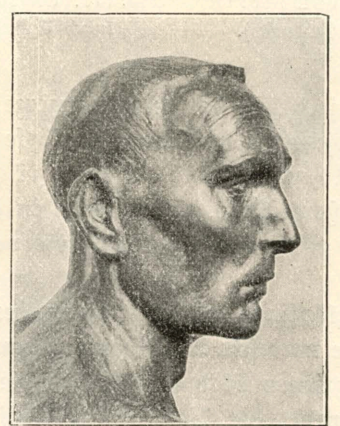


Abb. 124. Flämischer Bergmann.
Skulptur von Meunier
(nach Günther, Rassenkunde).

2. ein Norweger (Abb. 123);

3. ein flämischer Bergmann, nach einer Skulptur des berühmten Meunier (Abb. 124);

4. Malwine von Arnim geb. von Bismarck, die Schwester unseres Reichsgründers (Abb. 125);

5. eine deutsche Nordschleswigerin (Abb. 126).



Abb. 126. Nordschleswigerin (nach Günther, Rassenkunde).



Abb. 125. Malwine von Bismarck (nach Günther, Rassenkunde).

Wir sahen, daß selbst in der Merowingerzeit mit ihrer außerordentlichen Vorherrschaft nordischer Langköpfe es an Kurzköpfen doch nicht ganz fehlt. Heute spielt die Kurzkopfrasse bei uns eine bei weitem größere Rolle. Aber schon in der Steinzeit ist sie stark vertreten. Wir müssen daher auch diese von ihrem Anbeginn her betrachten.

Neben dem langköpfigen Zweige des westeuropäischen Rassenstammes, aus dem die nordische Rasse hervorgegangen ist, gibt es noch einen zweiten Zweig jenes Stammes, das ist die ostfranzösische oder westalpine Kurzkopfrasse, die Karl Felix Wolff „Jurazweig" genannt hat. Beide Zweige, die nordische Langkopfrasse, wie die westalpine oder Jura-Kurzkopfrasse, sind lang-oder mittellanggesichtig, schmalnasig, blond; doch der Jurazweig nur mittelhoch gewachsen, nicht ganz so groß wie der schlanke nordische Zweig. Dieser westeuropäischen Kurzkopfrasse gehören die allermeisten der 47 Kurzschädel der dänischen Steinzeit an.

In Dänemark unterscheidet man drei Arten von Kurzschädeln: den Orrouy-Typus, den Möen-Typus und den Borreby-Typus.

Der Orrouy-Typus ist nach einem nordfranzösischen Schädeltyp aus Orrouy, Departement Oise, benannt, ein Name, der ebenso wie der Name Cro-Magnon-Typ für Dänemark schlecht gewählt ist, da der französische Orrouy-Schädel niedriges Gesicht hat, während die nordischen Kurzschädel Dänemarks mittellanggesichtig sind. Aus demselben Grunde abzulehnen ist auch die deutsche Bezeichnung Grenelle-Schädel, hergenommen von einem bei Paris gelegenem Fundorte. Die däni-

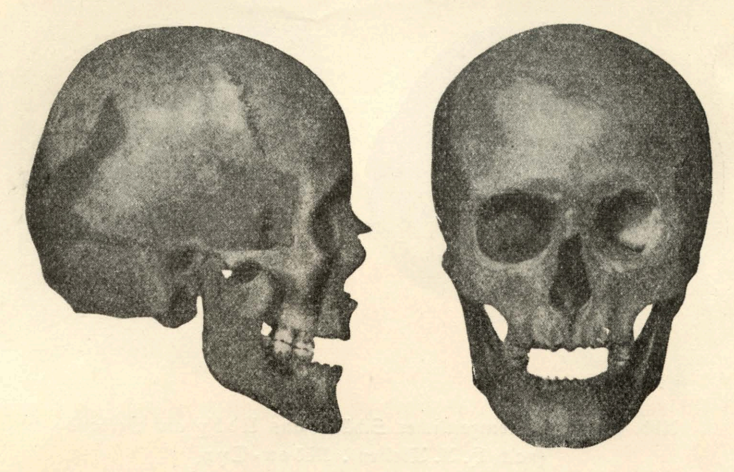


Abb. 127 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Forsinge auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Orrouy-Typ.

schen Orrouy-Schädel (Abb. 127), 21 an der Zahl, haben einen durchschnittlichen Kopfindex von 82,8 und sind mittellanggesichtig, sonst aber unnordisch. Sie haben geringe Überaugenwülste und steile abgerundete Stirn, die in einer einzigen Wölbung bis zum ziemlich steil abfallenden gerundeten kuppellosen Hinterhaupt verläuft. Die breiteste Ausladung des Schädels liegt in der Mitte. Gegenüber dem breiten Hinterhaupt ist das Vorderhaupt schmal. Während die nordischen Langschädel in senkrechter Richtung meist niedrig gebaut sind, haben die Orrouy-Schädel eine beträchtliche Höhe. Außerdem sind die Augenhöhlen nicht rechteckig, sondern urzeitlich rund gestaltet, wie bei dem

Neanderthaler Urmenschen. Die Körperhöhe ist erheblich geringer als beim nordischen Langkopf und weist bei Männern ein Durchschnittsmaß von nur 168 Zentimeter, bei Frauen ein solches von nur 155 Zentimeter auf.

Die beiden anderen Klassen dänischer Kurzschädel, der Möen-Typus, genannt nach der Insel Möen (Abb. 128) und der Borreby-Typus (Abb. 129), genannt nach einem mit Skeletten überfülltem Ganggrab auf Seeland, haben das Gemeinsame, daß sie einen nur geringen Grad von Kurzköpfigkeit aufweisen, der an der Grenze

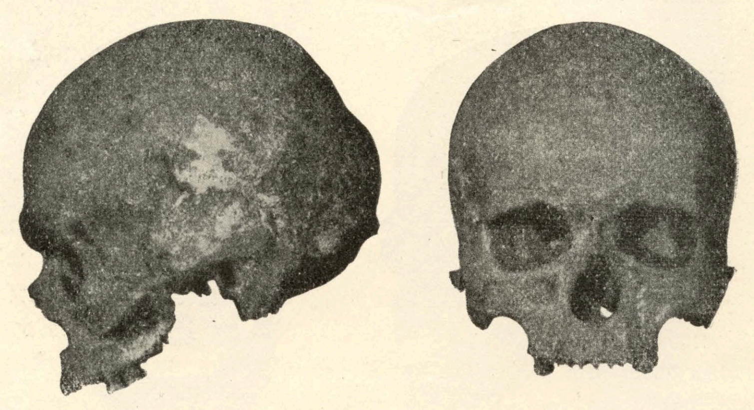
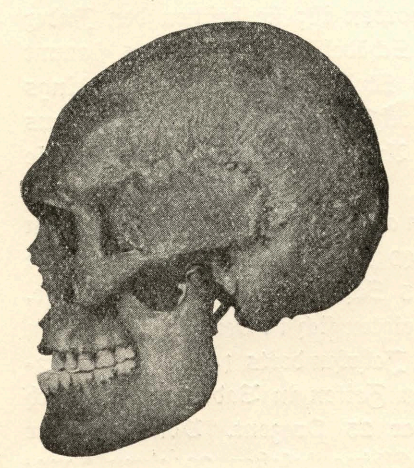


Abb. 128 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Udby auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Möen-Typ.

der Langköpfigkeit steht, Index 81 und 80, und außerdem haben beide Arten in Gesicht und Stirn nordische Eigenheiten durch ihr mittellanges Gesicht, niedrige eckige Augenhöhlen, starke Überaugenwülste und schrägen Stirnanstieg bis zum Scheitel hinauf; beide Arten besitzen auch denselben hohen Körperwuchs wie der nordische. Unnordisch beim Möen-Typ (Abb. 128), der 20 Vertreter auf Möen, Seeland, Jütland hat, ist nur, daß die breiteste Ausladung des Schädels am Hinterhaupt liegt, daß dieses selbst abgerundet und die Schädelkalotte kugelförmig gestaltet ist.

Der Borreby-Typus (Abb. 129), in der Wissenschaft sehr berühmt, ist ein Familientyp von geradezu klotziger Form. Unnordisch ist bei ihm der massige breite Unterkiefer; ebenso die starke Rundung

des gesamten Schädelumrisses in der senkrecht liegenden Mittelebene, was vielleicht auf Beimischung von der donauländischen Bevölkerung her beruht, für die solch ein Umriß kennzeichnend ist. Der Borreby-Typ erscheint nicht einzig in Borreby, sondern zweimal auch unter den steinzeitlichen Schädeln der benachbarten südschwedischen Küstenlandschaft Schonen, ferner einmal zu Visby auf Gotland und zweimal in Westergötland.



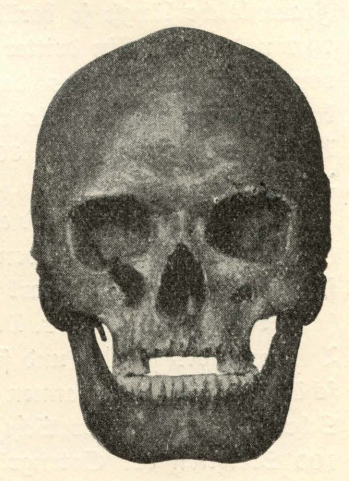


Abb. 129 a, b. Steinzeitlicher Schädel aus Borreby auf Seeland (nach H. A. Nielsen). Borreby-Typ.

In Schweden gibt es unter 70 meßbaren Steinzeitschädeln nur 6 Kurzschädel, von denen zwei der ostischen Rasse angehören, d. h. sie haben neben dem Kurzkopf auch noch ein Breitgesicht, worauf wir demnächst zurückkommen werden.

Die nordischen mittel- bis langgesichtigen Kurzkopfarten der Steinzeit haben also mehr oder minder zahlreiche Eigenheiten der nordischen Langkopfrasse an sich.

Aus Norddeutschland liegen ebenfalls nur ganz wenige steinzeitliche langgesichtige oder mittellanggesichtige Kurzschädel vor, die wir weiter unten gelegentlich berühren werden (S. 124).

Wie der nordische Langkopf, so lebt auch der nordische, d. h. langgesichtige Kurzkopf während der späteren vor- und frühgeschichtlichen

Perioden und ebenso zu heutiger Zeit in Skandinavien wie in Deutschland fort. In Schweden sind aus der älteren Bronzezeit zwei solche Schädel erhalten, die aus Östergötland stammen und 82,3 und 80,0 Längenbreiten-Index aufweisen. Dänemark bietet unter zwölf Schädeln aus der älteren Bronzezeit drei langgesichtige Kurzköpfe. Zwei davon, beide männlich, stammen aus dem Hügel Borum Eshöi in Jütland, der durch die einzigartig trefflich erhaltene Tracht einer Frauenleiche längst so berühmt geworden ist; sie besitzen den Index 79,7 und 80,2. Ein dritter solcher Schädel mit Index 82,5 stammt von einer Greisin aus dem Wald Strö bei Lyndby. Neuerdings kommt wahrscheinlich als vierter noch ein männlicher Schädel aus Kjeldbymagle mit Index 80 dazu. Aus Norddeutschland fehlen die Belege.

Von den Jahrhunderten nach Christi hörten wir schon (S. 117), daß in Schweden unter 40 Schädeln nur drei Kurzköpfe sich befanden, in Dänemark unter 83 Schädeln nur zwei Kurzköpfe, beide vom Orrouy-Typus. Dagegen zeigten sich in Deutschland bei den Baiwaren des sechsten und siebenten Jahrhunderts 14 Prozent Kurzschädel, bei den Alemannen derselben Zeiten in Baden und bayrisch Schwaben 13, in der Schweiz sogar 23 Prozent. Von den über 100 Skeletten der Gotengräber in Elbing besaßen 20 einen Lang- oder Mittellangschädel, nur vier einen Kurzschädel; letztere waren auch zu Briesen im südöstlichen Westpreußen vertreten.

Während des späteren Mittelalters und der Neuzeit hat aber Skandinaviens Anteil nordischer Kurzköpfe an der Bevölkerung wieder stark zugenommen und ist etwa auf den Stand der Steinzeit zurückgekehrt. In Schweden weisen heute die südlichsten Landschaften Schonen und die Insel Gotland 18 und 19 Prozent Kurzschädel auf, von den nördlichsten Landschaften hat Uppland 21 Prozent, Westerbotten 19 Prozent, Lappland sogar 23,61 Prozent. Nur das mittelschwedische Södermanland und Dalsland können sich mit nur 5 Prozent Kurzkopfschädeln den Verhältnissen der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit an die Seite stellen.

Im dänischen Bornholm fand der Anthropologe Ribbing heute einen durchschnittlichen Längenbreiten-Index von 80,3 bei Männern und 80,6 bei Frauen, also an der Grenze von Mittellang- und Kurz-

köpfigkeit. Ebenso fand Sören Hansen in Nordjütland und Nordfünen bei Männern einen durchschnittlichen Längenbreiten-Index von 80,6, bei Frauen einen solchen von 81,4. Danach berechnete der Anthropologe Fürst den Hundertsatz für Dänemark auf 67 Prozent Langschädel, worunter nur 12 Prozent eigentliche Langschädel (Index weniger als 75) und 55 Mittellangschädel (Index 75—79) sich befinden, gegenüber 33 Prozent Kurzschädeln. Und der dänische Anthropologe H. A. Nielsen hat bei einer Untersuchung von 530





Abb. 130 a, b. Kurzkopf 85,2; blond, germanisches Gesicht.
Sette Comuni, Prov. Vicenza (nach Ripley).

Männern und Frauen der im jütländischen Limfjord gelegenen beiden Inseln Oeland und Gjöl 70,4 Langköpfe, darunter 30,8 echte Langköpfe und 39,6 Mittellangköpfe, gegenüber 29,6 Kurzköpfen ermittelt. Ganz besonders stark vertreten, ja sogar vorherrschend, ist dieser Kurzkopf an der norwegischen Westküste und im südwestlichen Binnenland Norwegens, der Landschaft Jäderen.

Dasselbe können wir von Norddeutschland feststellen, und nicht nur in Ostelbien, sondern auch westlich der Elbe, z. B. in dem niedersächsischen Lande Braunschweig und im Küstengebiet Südhollands. In Hinterpommern, worüber wir für Deutschland ausnahmsweise eine Untersuchung der Kopfgestalt besitzen, finden sich nach F. Reuter zwar 90 Prozent hellfarbige, blonde und nur 10 Prozent brünette

Menschen, jedoch zwei Drittel aller in derselben Gegend gemessenen Köpfe zeigen einen Längenbreiten-Index von 82, und 17 Prozent davon übersteigen sogar den Index 87, sind also hochgradig kurz. In allen den soeben genannten Gebieten treffen wir überwiegend hochgewachsene, blonde, blauäugige, schmalgesichtige Germanengestalten mit ausgesprochenem, am Hinterhaupt steil abfallenden Kurzkopf an. Solche hochgewachsenen blonden Kurzkopfmenschen haben sich im frühen Mittelalter durch die Einwanderung der Langobarden und im späteren Mittelalter durch die der Deutschen auch im östlichen Oberitalien stark verbreitet. Unsere Abbildung 130 zeigt einen solchen blonden Kurzkopf aus der deutschen Siedelung der Sette Comuni in der Provinz Vicenza mit völlig deutschem Gesicht. Der italienische Anthropologe Livi hat diesen jungen Mann für einen guten Vertreter venetianischer Bevölkerung erklärt. Diese kennzeichnende Kurzkopfart, die nicht das mindeste zu tun hat mit dem populär gewordenen „alpinen" Kurzkopf, hat ebenso Anspruch darauf, für einen echt germanischen gehalten zu werden.

In vereinzelten Fällen kommt für die indogermanische Urzeit auch noch die vorhin schon berührte ostische Kurzkopfrasse in Betracht, die aber keinesfalls zum indogermanischen Urvolk selbst gehört, sondern nur einen Fremdkörper niederer Bevölkerungsklasse darin darstellt. Heute freilich spielt diese ostische Kurzkopfrasse in Deutschland und in ganz Mitteleuropa, namentlich im gesamten Mittelgebirge von den Karpathen bis zum Wasgenwald, ebenso in Osteuropa, endlich in den Alpen und Oberitalien eine sehr große Rolle. In diesen Gegenden wohnte aber weder das indogermanische Urvolk, noch die Urgermanen.

Die ostische Rasse hat dunkle Farben, untersetzte gedrungene Gestalt, ist rundköpfig und dazu breitgesichtig mit runden, in das Gesicht hineingearbeiteten, nicht wie bei der nordischen Rasse herausspringenden Zügen, so daß bei der Seitenansicht nur die kurze, platte, eingebogene Nase über die senkrechte Profillinie ein wenig hinausragt. Die Weichteile sind überall voll und fettreich, der Körper stark behaart, der Bartwuchs dagegen gering. — Ein Beispiel hierfür aus Osteuropa bildet der in Abbildung 131 wiedergegebene Ukrai-

ner, ein anderes aus Südwestdeutschland ein Badener (Abb. 132), der allerdings schon nordisch beeinflußt erscheint.

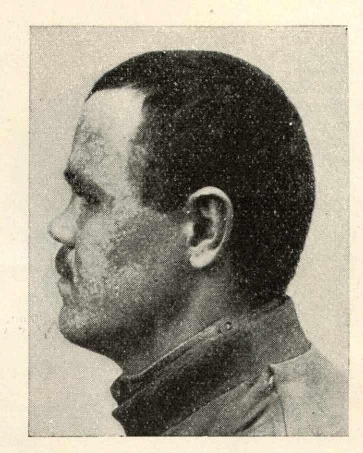



Abb. 131 a, b. Ukrainer. Ostisch
(nach Günther, Rassenkunde).

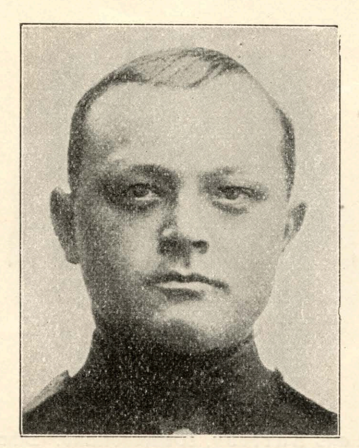
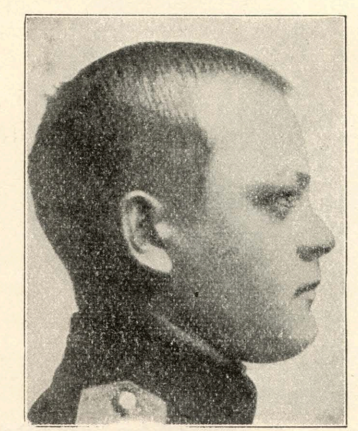



Abb. 132 a, b. Badener. Ostisch
(nach Ripley).

Daß eine verwandte Rasse schon in der Steinzeit unter der nordischen Bevölkerung, wenn auch selten, auftritt, beweisen zwei schwedische Schädel.

Der außerordentlich breite und kurze Schädel einer Frau aus einem großen Steinkammergrab bei Karleby in Westergötland



Abb. 133 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Karleby, Westergötland, Schweden (nach G. Retzius).

(Abb. 133) hat sehr niedriges Gesicht (Index 79,6), ungemein breiten Unterkiefer, gerundetes abschmalendes Hinterhaupt, gerundete, ganz wagerecht stehende, also nicht nach außen abfallende, Augenhöhlen.

Als nordische Beimischung könnten hier einzig die starken Überaugenwülste gelten, die aber nicht ausschließlich nordisch sind.

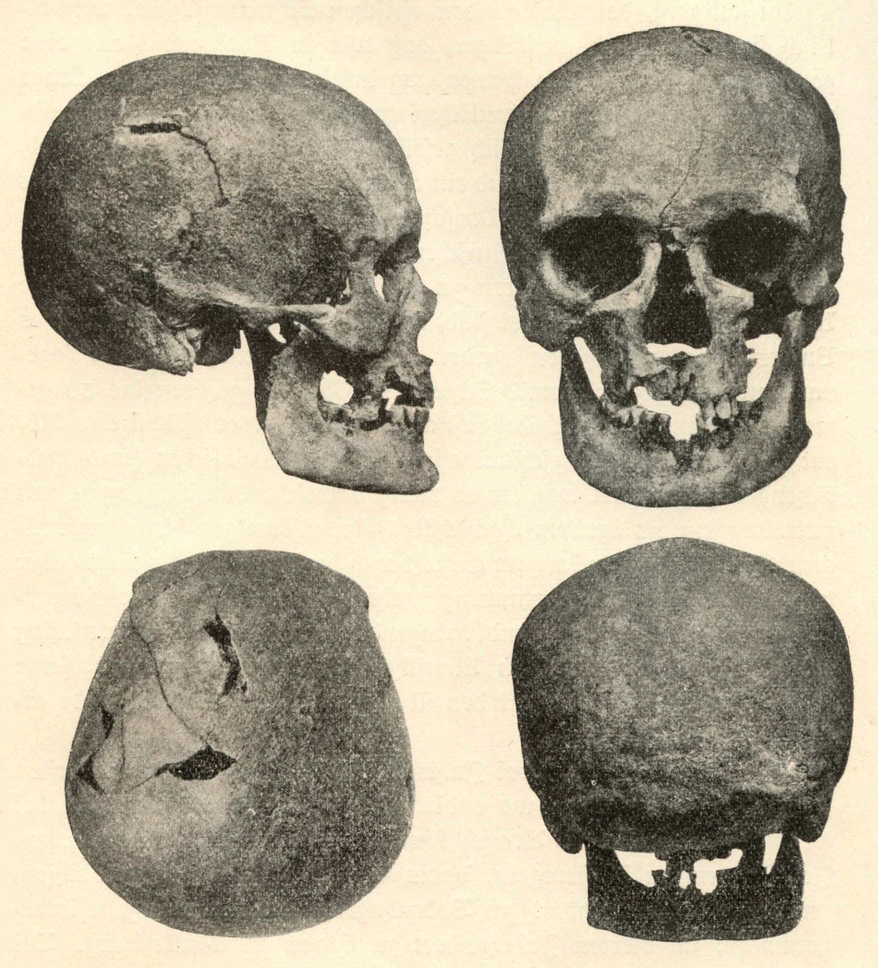


Abb. 134 a—d. Steinzeitlicher Kurzschädel aus Hvellinge bei Malmö, Schweden (nach Carl M. Fürst).

Ähnlich kurz- und breitköpfig und kurz- und breitgesichtig (Index 82,3) ist ein Schädel aus Hvellinge nahe Malmö (Abb. 134), bei dem die Augenhöhlen genau wie beim Schädel aus Karleby gestaltet sind,

ebenso der ungemein breite Unterkiefer. Wie bei dem dänischen Möen-Typus ist die größte Schädelbreite hier ganz nach hinten gerückt.

Auffällig ist, daß diese beiden ostischen Schwedenschädel weiblich sind, und noch auffälliger, daß wir in Norddeutschland eine ganze Reihe solcher Fälle kennen, wo in einem steinzeitlichen Grabe nordischer Kultur einem männlichen nordischen Langschädel ein weiblicher ostischer Kurzschädel sich gesellt. Ich nenne ein solches Grab, das bei Ketzin a. d. Havel* und ein anderes, das bei Wierzbinek, Kreis Nieschawa, Gouvernement Warschau, südöstlich vom Goplosee nahe der ehemaligen preußisch-polnischen Grenze aufgedeckt worden ist. Diese beiden Gräber gehören zu der Kulturgruppe, die durch die Kugelflaschen gekennzeichnet sind, worauf wir im letzten Teile dieses Buches genauer eingehen werden. In der Kulturgruppe der sogenannten Oderschnurkeramik Schlesiens-Böhmens gehören die 30 gemessenen männlichen Schädel fast ausnahmslos einer ostdeutschen Abart der nordischen Langschädelrasse an, die 11 weiblichen (und kindlichen) dagegen durchweg einem völlig abweichenden Rassetypus mit mittellangem bis breitem Hochschädel von eiförmigen bis birnförmigem Grundriß, mittellangem Gesicht und breiter Nase. Es liegt daher in diesem Falle die Vermutung nahe, als habe ein die schnurkeramische Kultur ins Land bringender nordischer Menschenschlag einen rassisch andersartigen Menschenschlag dort unterdrückt, seine Männer erschlagen und mit den überlebenden Weibern Bastarde erzeugt.

Und nach mehr als zwei Jahrtausenden haben wir in den ersten Jahrhunderten n. Chr., wo endlich wiederum Körperbestattung bei Germanen teilweise in Brauch kommt, ähnliche Fälle: so im ersten Jahrhundert zu Westeregeln, Kreis Oschersleben, Provinz Sachsen, im zweiten Jahrhundert zu Bodenhagen, Kreis Kolberg, Hinterpommern, im vierten Jahrhundert zu Häven in Mecklenburg. Bei diesen letzten frühgeschichtlichen Vorkommen ist allerdings nicht festgestellt worden, ob die Kurzschädel ein langes oder ein breites Gesicht

---

* Neuestens wird allerdings der bisher für männlich angesehene Schädel des Ketziner Grabes ebenfalls für weiblich erklärt (W. Scheidt), was mir nicht wahrscheinlich vorkommt.

besitzen, d. h. ob sie zur ostischen Rasse gehören oder nordische Kurzköpfe sind.

Daß die breitgesichtige Kurzkopfrasse heute noch in Norwegen nicht selten ist, mag das Bild zweier typischer norwegischer Bauernköpfe beweisen. Neben dem echt nordischen blonden langgesichtigen Langkopf rechts steht der echt ostische dunkele breitgesichtige Kurzkopf links (Abb. 135, 136).

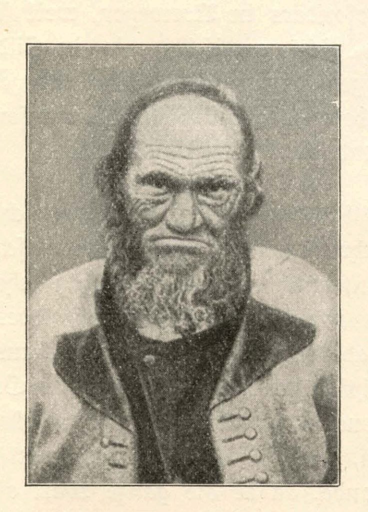


Abb. 135. Ostisch.



Abb. 136. Nordisch.

Norwegische Bauern (nach A. M. Hansen).

Die körperlichen Reste der Urbewohner unseres Landes, die wir hier so genau kennen gelernt haben, wie der heutige Stand unserer Wissenschaft es zuläßt, lehren, von welchen Ahnen wir abstammen und von welchen nicht. Aber noch Größeres leistet ja die Rassenkunde insofern, als sie nicht nur die körperlichen, sondern auch die seelischen und geistigen Eigenheiten der heutigen Rassen, also die bedeutungsvollen Unterschiede der Rassen nach dieser Richtung hin erkennen läßt. Es sind eben gewisse seelisch-geistige Kräfte oder wenigstens die besondere Art, in der sie teils in Erscheinung treten, teils im Innern verschlossen gehalten werden,

mit gewissen körperlichen Merkmalen verbunden. Wenn wir auch die Gründe hierfür nicht kennen, so beweisen doch die Beobachtungen das Bestehen dieser Tatsache. Der volkstümliche Ausdruck für derartige Unterschiede ist: dies oder jenes liege einem Menschen im Blute. Wohl am frühesten hat sich diese Beobachtung, soweit sie feinere Unterschiede betrifft, in Skandinavien aufgedrängt, wo ja beide körperlich nahe verwandten, aber doch ziemlich streng geschiedenen Arten der nordischen Rasse wohnen, der nordische Langkopf und der nordische Kurzkopf, und zwar besonders in Norwegen, weil sie hier landschaftlich getrennt wohnen, nicht gemischt, wie in Südschweden und Inseldänemark. Ich gebe einige kurze Andeutungen nach dieser Richtung, wobei ich mich besonders auf Andr. M. Hansen, Otto Ammon, Lapouge, Axel Olrik und Karl Felix Wolff stütze.

Der nordische Langkopf ist der eigentlich schöpferische, kulturschaffende, erfinderische Fortschrittsmensch, der aristokratische und heldische, der das Leben als steten, ernsten Kampf auffaßt; daher willensstark und wagemutig, rasch entschlossen, stolz und todesverachtend, unaufhörlich unruhig, ja abenteuerlich und besonders auswanderungslustig und eroberungstüchtig; denn höchstes sittliches Gebot ist ihm zwar unverbrüchliche Treue zu seiner Sippe und zu allen freiwillig eingegangenen Bindungen, nicht aber zur angestammten Volksgemeinschaft und zum Vaterlande, da er die ganze Welt als sein Vaterland ansieht; er ist weiter der geborene Beherrscher des Meeres, der glänzendste Techniker. Doch arbeitet er nicht gerne nach Art der Ameise oder Biene triebhaft, maschinenmäßig, sondern lieber stoßweise. Kann er zuzeiten seine Kräfte gewaltig anspannen, so liebt er es auch, in langer Winterruhe auf der Bärenhaut zu liegen und reichlichem Genuß von Speise und Trank zu frönen. „Mein halbes Leben stürmt ich fort, verdehnt die Hälfte in Ruh!“ So läßt Goethe den Geist eines germanischen Helden von sich selber sprechen.

Die Hauptsache bei unseren Fragen ist die Abenteuer- und Auswanderungslust, sowie die technische Begabung, dann der Fortschrittstrieb, der Eifer in harter Kulturarbeit und die militärische Tüchtigkeit der nordischen Rasse.

Dem nordischen Langkopf steht in Artung sehr nahe der nordische Kurzkopf mit Langgesicht, wie wir das schon oben ausgesprochen haben.

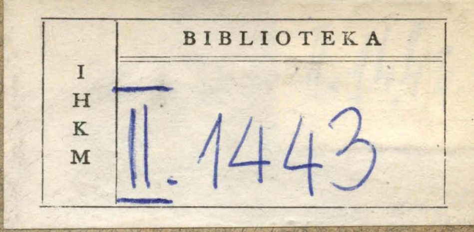
Ganz anders der ostische Kurzkopf mit Breitgesicht. Er ist mehr bewahrend, ein zäh beharrender, fleißiger Arbeiter, aber kleinlicher im Denken, genügsam und sparsam, abgeneigt hochfliegenden Plänen, insonderheit kriegerischem Wandern; er hängt immer fest an altererbten Lebensgewohnheiten, denkt mehr an seine eigenen Belange als an die der Volksgemeinschaft. Wie dem nordischen Menschen völkischer Stolz und völkische Leidenschaft abgeht infolge seines idealen oder besser gesagt ideologischen Denkens, so dem ostischen Kurzkopf ebenso infolge seiner rein materiellen Gesinnung und infolge seines Hanges zu Mißgunst und zu demokratischer Gleichmacherei. Er ist empfänglich für Religion und begabt in Dichtkunst und Musik, kurz ein Stimmungsmensch mit dunklerer oder hellerer Färbung, wogegen der Langkopf nüchtern gegenüber religiösen und künstlerischen Strömungen ist und weniger Sinn hat für Schönheit und Behaglichkeit des Lebens, für edleren Lebensgenuß. Der Kurzkopf hat aber weder militärische Tüchtigkeit noch Führereigenschaften.

Die soeben geschilderte Vereinigung körperlicher und seelischer Eigenschaften gilt nur für völlig ungemischte Rassen. Völker ungemischter Rassen gibt es aber heute kaum mehr. Auch wir Deutschen sind rassenmäßig stark gemischt. Daher stimmen bei uns körperliche und seelische Eigenschaften sehr oft nicht in der Weise überein, wie man es nach der eben mitgeteilten Schilderung erwarten sollte. Nordische Seele findet sich oft vereinigt mit unnordischem Körper und ebenso steckt oft eine durchaus unnordische Seele in einem echt nordischen Körper. Die oben gegebene Charakterisierung der Rassen des deutschen Volkes kann also nur mit Einschränkungen und Vorbehalten ausgesprochen werden.

Wir haben gesehen, daß der nordische Mensch auch manche schweren Fehler und der ostische Kurzkopf auch manche Vorzüge besitzt für das Volksganze. Dennoch ist die nordische Rasse die zweifellos höchstwertige in unserem Volke. Doch der ostische Kurzkopf, der nüchterne Mensch des praktischen Lebens, hat sich als entschieden lebensfähiger erwiesen. Man hat den heutigen Bestand nordischer Rasse im deut-

schen Blute auf 60 Prozent geschätzt, doch den Anteil vollkommen rein nordischer Menschen nur auf 6 bis 8 Prozent. Darum wird in der übrigens bereits seit dem Mittelalter zu beobachtenden und in den letzten hundert Jahren immer bedrohlicher anwachsenden stärkeren Vermehrung ostischer Rasse gegenüber der kinderarmen nordischen Bevölkerung geradezu eine „ostische Gefahr" erblickt. Demgegenüber kann man zum Trost darauf hinweisen, daß infolge der jahrtausendelangen unaufhörlichen Durchmischung unseres gesamten Volkes mit nordischem Blute ein Anteil davon in jedem Deutschen, auch in den kurzköpfigen, steckt und ebenso stark verbreitet auch ein Anteil ostischen Blutes in der Mehrzahl der langköpfigen Deutschen. Anzustreben ist nur, daß in der Seele jedes Deutschen das Hochbild nordischen Wesens fest verankert sei.





Druck: Fritz Hendrich & Co., G. m. b. H.,
Kunstanstalten für Buch-, Stein- und Offsetdruck